No 93 Frühling 2026
Euro 10,-

Streifzüge



Wir müssen aufhören, das was ist, besser machen zu wollen.

Walther Schütz

Einlauf

Inhaltsverzeichnis

Ilse Bindseil 3
Länger habe ich noch nicht gelebt

Maria Wölflingseder 5
Vielfalt heißt zwischen den Welten übersetzen

Hermann Engster 11
Die Erde von Tyrannen befreien!

Nikolaus Dimmel 17
Weltspartag im Wohlfahrtsstaat

Franz Schandl 22
Hymne. Kanon. Ohrwurm.

Barbara Eder 23
Das Elend der Soziologie

Karl A. Immervoll 27
Vom Amt zum Markt

Emmerich Nyikos 31
Kunst und Künstlichkeit

Andreas Urban 35
Suizidale Drift und die eskalierende Krise des Kapitalismus

Franz Schandl 39
Im Sandkasten der Skandalisierung

Hermann Engster 43
Marx, Ökologe

Franz Schandl 50
Dramaturgie der Demokratie

Petra Ziegler 52
Faule Bande!

NATO auflösen, Bundesheer abschaffen, Rüstungsindustrie liquidieren – sind die Gehirne von diesen richtigen Gedanken schon gänzlich befreit? Will man warten bis nach dem 3. Weltkrieg? Braucht es dazu und davor Tausende oder gar Millionen Tote? Sollen wir gleich Ukrainern und Russen für irgendwelche Werte und Interessen, Profite und Standorte geopfert werden? Dem Kapital, ihren Herren wie Knechten, den demokratischen wie autoritären, ist das durchaus zuzutrauen.

Der Kriegsertüchtigungswahn ist absolut irre, wird aber als Anforderung wie Aufforderung hingenommen. Denn der Russe kommt und daher müssen wir danach trachten, über ihn zu kommen, bevor er über uns kommt. Daher und dafür haben wir zu bluten. Auch jetzt schon, zuerst Pensionisten und Proleten finanziell, sodann Soldaten und Zivilisten reell. In der großen Matrix werden gegenwärtig die Köpfe abgeflacht bis zur blinden Ovation. Claqueure haben zu gehorchen. Eine Außenministerin im ukrainischen Dirndl tanzt die Drohnenpolka und eine polnisch-amerikanische EU-Euphorikerin stellt wie bestellt die Neutralität in Frage. So sind wir, würde der Assistent in der Hofburg sagen.

Dass Menschen sich auch anders verhalten und konsequent bleiben können, hat unser Autor Walther Schütz (1958-2012) bewiesen. Von ihm sind unlängst zwei Bände mit Aufsätzen erschienen. „Was ist“ und „Was nun“ sind zwar im gut sortierten Buchhandel nicht erhältlich, trotzdem sind sie auftreibbar (Edition *kärnöl*). Und ganz in seinem Sinne: Wir müssen schauen, dass das, was realistisch ist, nicht real wird, dafür aber das noch Unwirkliche wirklich! Deswegen machen wir auch alles Schlechte schlecht.

Franz Schandl

Ilse Bindseil

Länger habe ich noch nicht gelebt

Eine Kurzbiographie von Ilse Bindseil

Als die Linke den Feminismus entdeckte, war ich noch mit dem Marxismus zugange, oder sagen wir lieber: mit Freud. Später war ich auf den Holocaust fixiert. Ich kann sagen, durch ihn bin ich nicht zum Kolonialismus gekommen. Aber das ist nur eine der Einschränkungen, mit denen ich die Verbrechen der väterlichen Generation bezahle. Ich wundere mich nicht darüber, umso mehr über das Erstaunen, das heute die öffentliche Meinung beherrscht. Ich bin kein bisschen erstaunt.

In meiner Grundschulzeit war ich mit Israel eins. Ich war katholisch und konnte die Kinderbibel auswendig. Das Alte Testament war die Bibel für die Kinder. Später lernte ich, das Alte Testament war die Prophezeiung, das Neue die Erfüllung. Erfüllung, wenn sie gelebt werden soll, ist immer abstrakt und wenn sie erzählt werden soll, langweilig. Das Alte Testament war universal. Was mit dem Neuen war, weiß ich nicht. Als es dran gewesen wäre, hatte seinen Platz der Horror von Beichte und Gewissenserforschung eingenommen. Nur in Selma Lagerlöfs „Christuslegenden“ fand ich später etwas von der Universalität des Alten Testaments wieder und ich liebe sie noch heute, wie ich die Kinderbibel geliebt habe.

Als Erwachsene war ich mit dem Holocaust eins. Das war keine politische, sondern eine existentielle Verbindung. Mit Wiedergutmachung hatte sie nichts zu tun, die verdankte sich einer Entscheidung, einer Umorientierung, einer Umerziehung. Ich dagegen war mit Israel und allem, was damit zu tun hatte, eins. In der Oberschule, wo ich eine damals recht politische Generation unterrichtete, nutzte ich jede Gelegenheit, um Lanzmanns Film „Shoah“ zu zeigen, den ich auf vier oder fünf VHS-Kassetten besaß, die ich mit dem ausdrücklichen Auftrag, sie in der Schule zu zeigen, geschenkt bekommen hatte. Ich sah „Shoah“, auch „Nacht und Nebel“ (Resnais), mit einem tiefen Gefühl des Ankommens. Ich freute mich auf das Wiedersehen mit den Zeitzeugen, deren Gesichter und Erzählgestus mir vertrauter waren als die meiner Verwandten. Hätte man mich gefragt, ob es in meinem Leben etwas gab, worauf ich mich freuen und verlassen konnte, dann hätte ich diese beiden Filme genannt. Ich hatte keine historiografische oder politische, sondern eine innerliche Beziehung zu ihnen. Das zeigt sich auch daran, dass mich die Auseinandersetzungen um „Nacht und Nebel“, die dem Film vorausgegangen waren und zu seiner endgültigen Form geführt hatten, später, als ich von ihnen erfuhr, nicht berührten. Dass die Juden und was ihnen angetan worden war, darin nicht hervorgehoben wurden, hatte ich nicht einmal bemerkt, da in meiner Wahrnehmung immerzu und wie mit einem Lautsprecher das jüdische Schicksal verkündet wurde.

Es hat eine Zeit gebraucht, bis die Einheit mit dem modernen Nahoststaat brüchig wurde. Unmöglich, zu glauben, dass nicht alles gut werden würde, bezeichnete Palästina doch eine Einigkeit über jedem Streit so wie „Nacht und Nebel“ den Sieg der Form über das Verbrechen: „Kein Stil“, ich gebrauche das Urteil, wo immer es Anklänge an Damals gibt und in der Erwartung, dass das Inkriminierte zusammenfallen wird. „Kein Stil“, sage ich, in dem schneidenden Ton, in dem die Seeräuber-Jenny sagt: „Alle.“ Dabei merke ich doch, dass sich etwas verändert hat. Die Heilige Dreifaltigkeit, gebildet aus den Helden meiner Kinderbibel, den Opfern des Verbrechens meiner Elterngeneration und dem modernen Israel, sie existiert nicht mehr. Prompt hat das Gefühl von Einheit mit mir selbst, verbunden mit den

Implikationen von Sinnerfüllung, sich erledigt. Das wurde mit der Boykott-Bewegung gegen Israel virulent, die auf eine Polarisierung zielte, die eine Vertrautheit mit den deutschen Verbrechen nicht voraussetzte, für sie auch keine Verwendung hatte. Dabei konnte, wer einmal „Kauft nicht beim Juden!“ gerufen hatte, konnte es unmöglich ein zweites Mal tun, es ging nicht; im ominösen „Es“ verbarg sich kein moralischer, sondern ein tatsächlicher Grund, das, was gewesen und was daraus gefolgt war. Eigentlich ein Akt politischer Teilhabe derer, die von der Herrschaft ausgeschlossen sind, hatte der Boykott im Bezugssystem der vom NS verkörperten Einheit von Herrschaft und Protest seine Unschuld verloren. Etappe einer Eskalation, die auf Extermination zielte, war dem Begriff der ihm eigene Hang zum Ausgleich verschwunden. Die Nachkommen der Mörder konnten sich seiner nicht mehr unbefangen bedienen, die Erinnerung stellte sich quer. Gegenüber Israel war es das sprichwörtliche No-Go, ging es schon gar nicht. Womit übrigens ein Beweis für die Existenz materieller statt bloß psychologischer oder moralischer Einschränkungen durch die NS-Verbrechen angetreten war. Ich sagte mir, ich würde auch gern boykottieren, aber ich kann nicht. War aber nicht groß erstaunt, denn man musste schon in spezifischer Weise verblendet sein, um zu glauben, in meiner genealogischen Position hätte man noch alle Optionen, die Welt, wie man so sagt, stünde einem offen. In meinem schematischen Kopf stellte sich die Sache so dar: Was die Kapazität einzelner Generationen überstieg, das schwappte auf die folgenden über. So war das eben, wenn man sich übernommen hatte. Mich faszinierten die trockenen, ja ordinären Ausdrücke, die der Volksmund für das Zuviel bereithielt, mit denen er den Anteil der Quantität an dem Umschlag in Qualität bezeichnete; „über den Durst“, das traf es. Dabei hatten wir 68er die restaurierte BRD doch mit dem Dogma „des Lichts und der Wahrheit“ (Marie von Clausewitz) in Schach gehalten. Zu viele Bomben, antwortete ich jetzt auf die Frage, ob ich zu einer Kundgebung für Israel mitgehen wollte, leider zu viele Bomben.

Im Buch der Geschichte war eine neue Seite aufgeschlagen worden. Globalisierung mochte ein Zauberwort sein, Umzentrierung war eine konkrete Erfahrung. Mir, die ich mich noch nie für „moderne Kunst“ interessiert hatte, kam die Kasseler „Documenta 15“ in die Quere. Mir fiel ein, mit welcher Hoffnung mein Vater „die Chinesen“ seinerzeit ins Spiel gebracht hatte, so als würde ihre Zahl und ihre Entfernung das deutsche Verbrechen verkleinern. Auf der Documenta nahmen ihren Platz „die Indonesier“ ein. Sie sollten das Bild eines neuen Ganzen erschaffen und erstellten für die schockierten Betrachter das alte. Etwas war schiefgegangen. Dabei war lediglich die Perspektive die gleiche geblieben und die Umzentrierung in ihrem wesentlichen Punkt ausgeblieben. Als wäre die bereits im Loch versenkte Billardkugel erneut auf die Spielfläche gerollt, wiederholte sich die Tragödie als Farce.

In den Jahren vor dem Altwerden hatte ich mich zunehmend mit logischen Überlegungen beschäftigt, mit dem Sein, das über das Ein nicht hinauskam, mit dem Nichtsein und seiner möglichen Abbildung. Das Ziel war Reduktion, die einfache Formel, etwas, was ich mir merken, was die unaufhörliche Überlegung stoppen konnte. In Sachen Mathematik unfähig wie in denen der Kunst, bediente ich mich ihrer Abbildungen so sorglos, als handelte es sich um Kinderkram. Das Koordinatensystem schien mir ein Beweis für ein Leben unter der Bedingung des Nicht. Wenn man alles verspielt hatte, dann musste man sich in der Situation einrichten. Das hieß, man musste sie sich vergegenwärtigen. Ich war der festen Überzeugung, dass die NS-Verbrechen den engen Rahmen der Empirie gesprengt und ins kategoriale System eingewandert waren, nicht nur Tatsachen geschaffen, sondern auch Schemata geändert hatten, sich und die Nachfolgenden damit aus dem gewöhnlichen Ort des Seins ausschließend und im ungewöhnlichen des Nichtseins einsperrend. In Sartres Kammerspiel „Les jeux sont faits“ war man dem Sein unter den Bedingungen des Nichtseins nicht nur konfrontiert, man konnte es auch erkunden. Vielleicht wichtigste Erkenntnis: Die Erkenntnisfreude litt nicht darunter, im Gegenteil. Hinter dem Handicap musste sich eine Affinität verbergen.

Länger habe ich noch nicht gelebt. Ich frage mich, wann sie mich einholen wird, die Affirmation, die schließlich auch meine widerspenstige Mutter eingeholt hatte. Sie, die sei’s mit dem Knüppel der drakonischen Ablehnung, sei’s mit der feinen Klinge der Verzögerung schlechterdings alles verweigert hatte, was ihr als eine Zustimmung zum Leben, gar als eine Äußerung der Lebensfreude hätte ausgelegt werden können, sagte im hohen Alter zu allem „ja“. Ich erkannte sie nicht wieder: Früher hatte man sie ablenken müssen, damit sie, einen Bissen in den Mund steckte. Jetzt aß sie mit Genuss. Das Leben war prekär geworden, der Geist durfte „ja“ sagen, endlich.

Berlin, im Dezember 2025

Maria Wölflingseder

Vielfalt heißt zwischen den Welten übersetzen

Auf Spurensuche in bosnischen und mediterranen Gefilden

Zwischen der Live-Übertragung des Irankriegs und aufpoppenden TikToks, in denen Influenzerinnen mit Wasserflaschen, Konservendosen und Lippenstift jonglierend das „Apocalypse prep for normal people" erklären, ist auch eine gute Nachricht zu vernehmen. In seiner Dankesrede beschwor der bosnisch-kroatische Schriftsteller und Journalist Miljenko Jergović die „Vielfalt der Welten", aus denen Europa bestehe. Europa lebe von seiner Fähigkeit, zwischen den Welten zu übersetzen, nur diese Einsicht könne uns derzeit retten. Jergović, 1966 geboren, wird bisweilen mit dem Literaturnobelpreisträger Ivo Andrić verglichen. Im März 2026 erhielt er den *Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung*. Er betont: „Die wahre Macht Europas fußt auf der unbesiegbaren Vielzahl der Welten, die Europa bilden und die ihrerseits aus der Vielzahl europäischer Sprachen hervorgehen. Jede Sprache ist eine vollständige, vollkommene Welt, die sich von allen anderen Welten unterscheidet. Die Stärke Europas ist die Übersetzung. Die Stärke Europas ist die Möglichkeit, das zu verstehen, was sich nicht übersetzen lässt." – Und in der Angst vor Flüchtlingen sieht Jergović nicht die Angst vor diesen Menschen und Sprachen, sondern die Angst vor unserer eigenen Stärke. „Es ist die Angst vor Europa. Es ist die Angst vor der Übersetzung als der einen und einzigen Sprache Europas." Also die Angst vor der Vielfalt.

Jergović ist selbst immer wieder Ziel von Hassbotschaften. Über das Leben in seiner Heimatstadt Sarajevo, dereinst ein ganz besonderer Ort der Vielfalt, schreibt er Ende der 1990er Jahre in seinen ersten Erzählbänden *Sarajevo Marlboro, Karivani* und *Mama Leone* voll „bosnischer Gleichmut und Melancholie". Für sein letztes Buch *Das verrückte Herz: Sarajevo Marlboro remastered* ist er – nun in Zagreb lebend – nach Sarajevo zurückgekehrt. Seine Erzählungen, geprägt von Traurigkeit und Humor, zeugen vom menschlichen Eigensinn in Zeiten des Krieges.

Wo aber sind die Bemühungen, zwischen den Welten zu übersetzen? Diese unerlässliche Voraussetzung für ein friedliches Zusammenleben? Europa, auch Österreich, rüstet massiv auf – bei gleichzeitigen drastischen Einsparungen in den Bereichen Kultur, Soziales und Gesundheit. Niemand hinterfragt die Sinnhaftigkeit, die horrenden Kosten, den gigantischen Ressourcenverschleiß und die massiven ökologischen Schäden. Sogar ein Großteil der einst linken und alternativen Gesellschaftskritiker und Friedensaktivistinnen hat die 180-Grad-Wende locker vollzogen. Selbst jedes Artikulieren vielfältiger Sichtweisen und Erkenntnisse ist längst tabu. Was nicht herrschaftskonform ist, wird geahndet. Krudes Gut-Böse-Denken und erschreckendes Freund-Feind-Schema beherrschen – seit den *Corona*-Jahren noch viel stärker – unsere Verhältnisse. Zwischentöne sind kaum zu vernehmen. Eine Diskussionskultur, die Vielfalt zulässt – offenbar herrscht auch davor Angst.

Teile und Herrsche

Wenn der Wille und der Mut zwischen den Welten zu übersetzen und zu vermitteln fehlt, haben Ressentiments, Abschottung, Rassismus und Nationalismus ein leichtes Spiel. Heute, in Zeiten, in denen „ethnozentristischer Autismus" (Ivan Lovrenović) mitunter schreckliche Folgen zeitigt, ist es höchst an der Zeit, sich auf Beispiele „vitaler Vielfalt" (Christian Reder), im Sinne von weltoffener Urbanität, die auch auf die Umgebung ausstrahlt, zu besinnen. Solche Beispiel zeigen: wir waren der

richtigen Richtung in mancher Hinsicht schon einmal näher als heute. Hat Europa nicht seit den Phöniziern vom Mittelmeer aus Gestalt angenommen? Seine Kunst, seine Architektur, seine Wissenschaft, der Humanismus sind ohne die Einflüsse aus dem Orient und dem Süden nicht denkbar. Genauso stammen viele heute typische mediterrane Pflanzen und Nahrungsmittel ursprünglich aus dem Orient. Die Geschichte Europas, das Richtung Osten keine eindeutige Grenze hat, ist zweifellos eine Geschichte der Vielfalt. Freilich oft kriegerisch, aber es gab immer auch Perioden akzeptierter weltoffener Vielfalt, in denen für Menschen verschiedener Herkunft ein bereicherndes Zusammenleben möglich war. Wurden Bevölkerungsgruppen angefeindet oder als „Fremde" vertrieben, hat das durchwegs nur geschadet. Erst wenn die Vielfalt in Frage gestellt wird, ist ein „Teile und Herrsche" möglich. Idiotischerweise fallen die Menschen immer noch auf dieses anachronistische Machtinstrument herein und opfern sich selbst den Mördern als „Kriegsmaterial". Ein schier unvorstellbares Beispiel sind die Jugoslawienkriege der 1990er Jahre – die ersten auf europäischem Boden seit dem Zweiten Weltkrieg. Das „Nie wieder!" längst vergessen.

Bücher und Erinnerungen vernichten

In Kriegen werden nicht nur militärisch relevante Einrichtungen, Soldaten und Zivilisten angegriffen, sondern auch Spuren von Vielfalt und Gemeinsamkeiten sowie symbolträchtige Orte zerstört. Ein solches historisch bedeutsames Symbol war die im Jahr 1566 nach neuartigem Konzept erbaute Einbogenbrücke *Stari most*, die *Alte Brücke* über die Neretva in Mostar in der Herzegowina. Die Brücke verband nicht nur den muslimischen mit dem katholischen Ortsteil, sie war auch eine Metapher für ein Bindeglied zwischen Orient und Okzident. Das berühmte Baudenkmal wurde mit einem islamischen Fenster verglichen, durch das ein Hauch Mediterran auf den Kontinent dringt. Ebenso geht es bei der Vernichtung von Büchern nicht nur um die Werke von zu Feinden erklärten Schriftstellern und Schriftstellerinnen, sondern um die Auslöschung von Kultur und Erinnerung. Ob die antike Bibliothek in Alexandria auf einmal oder nach und nach zerstört wurde, ist ungewiss. Gewiss ist die Zerstörung der *Vijećnica*, der National- und Universitätsbibliothek von Bosnien und Herzegowina in Sarajevo im August 1992 durch über 40 Brandgeschoße, ursprünglich ein prachtvolles Rathaus aus dem 19. Jahrhundert. Über 90 Prozent der eineinhalb bis zwei Millionen Bände, darunter einzigartige Manuskripte, sind unwiederbringlich verloren. Vom Rest wurde vieles gestohlen. Ein gezielter Akt gegen das multiethnische kulturelle Erbe – ein Urbizid. Selbst die zahlreichen umfangreichen privaten Bibliotheken gingen fast alle in Flammen auf.

Und gewiss, aber weitgehend unbekannt, ist überdies – wie Gerald Grüneklee in seinem Ukraine-Buch *Nur Lumpen werden überleben* ausführt – die Entsorgung aller russischen Bücher in der Ukraine. Wohlgemerkt in einem Land, das weitgehend zwei- bzw. russischsprachig war. In der Hauptstadt Kiew war Russisch bis vor dem Krieg die meist gesprochene Sprache. Nun aber wurden sowohl private Bibliotheken als auch die öffentlichen von sämtlichen Büchern russischsprachiger Autoren und Autorinnen „gesäubert". Allein aus den öffentlichen Bibliotheken wurden bis Februar 2023 19 Millionen Bücher entfernt. Sogar die russischen Klassiker wurden hasserfüllt gecancelt und zu Klopapier verarbeitet. Ein Autor aber ist den Ukrainern und den Russen ein besonders großer Dorn im Auge: Leo Tolstoi, der Verfasser des Antikriegs-Epos *Krieg und Frieden*. Die ukrainische Schriftstellerin Oksana Sabuschka sieht, wie all ihre ideologisch scharf gestellten Kollegen, in der russischen Kultur das vernichtenswerte „Fremde, Andere".

Die Kriege in Jugoslawien in den 1990er Jahren mit ihren Massakern, die weit über 200.000 Tote, unzählige Verwundete und über zwei Millionen Vertriebene gefordert haben, haben nichts gelöst. Im Gegenteil, vernichtender Hass ist erst durch die Massaker entstanden. Während Miljenko Jergović im europäischen Ausland als Brückenbauer ausgezeichnet wird, wird er in Kroatien nicht selten als „Volksfeind" beschimpft. Das Erschreckendste für ihn, so Jergović in einem Interview mit der *Deutschen Welle*, das Hasspotenzial sei zwischen den Menschen in diesen Staaten heute größer als vor den Kriegen. Der einzige Unterschied: diejenigen, die hassen und gehasst werden, würden heute keine schweren Waffen mehr besitzen. Im August 2025 wurde in Zagreb die Wand von Jergovićs Wohnhaus besprüht. Die Drohung in deutscher Übersetzung: „Eine der Augustnächte wird für Miljenko nicht gut enden. Unser Staat, unsere Regeln."

Der Triestiner Journalist und Schriftsteller Paolo Rumiz hat in *Masken für ein Massaker* (ein Buch, das Pflichtlektüre sein müsste!) überaus anschaulich beschrieben, wie die ganz unterschiedlichen

Kriege in Jugoslawien überhaupt möglich waren. Keineswegs – wie ständig perpetuiert wurde und heute noch als Hauptursache angeführt wird – aufgrund der „plötzlich aufgebrochenen historisch tief verwurzelten ethnischen Verfeindungen". Am Beginn der Kriege war nämlich eindeutig die kosmopolitische Urbanität als Ganzes Zielscheibe. Diese war das erklärte Hassobjekt der Kriegstreiber. Die kulturell und geschäftlich regen Städte, in denen orthodoxe Serben, katholische Kroaten, bosnische Muslime und sephardische Juden seit Jahrhunderten zusammenlebten. Das erste Ziel war also die Zerstörung der lang gewachsenen, besonderen Art des Zusammenlebens, die Ausmerzung des je eigenen „Genius Loci" – sowohl im kroatischen Vukovar als auch in den bosnischen Städten Sarajevo, Mostar, Bihać und vielen anderen. Wie die Juden im Zweiten Weltkrieg konnte sich niemand in diesen Städten vorstellen, dass es jemals so weit kommen würde. Es gab viele gemischte Ehen. Und die ethnische Zugehörigkeit spielte im Zusammenleben oftmals keine große Rolle. Aber diese Devastierungen der gelebten Vielfalt waren die Bedingung, dass der ausgeklügelte Propagandakrieg greifen konnte.

In dieselbe Richtung gehen auch die Analysen des bosnischen Literaturwissenschaftlers und Ethnologen Ivan Lovrenović im Buch *Bosnien und Herzegowina – Eine Kulturgeschichte.* Den Serben wurde eingeimpft, ein gemeinsames Leben mit anderen Ethnien, insbesondere mit den Muslimen, sei unmöglich, daher komme nur eine territoriale und politische Abspaltung in Frage. Und jeder, der anders denke, sei ein Verräter. Mit den bosnischen Kroaten wurde genauso verfahren. Auch ihnen wurde weisgemacht, ihre jahrhundertelange enge Verbundenheit mit den Muslimen müsse nun ein Ende haben. – Wer dann „auserkoren" war, die Massaker, die „ethnischen Säuberungen", zu vollziehen, folgte einer bereits von Tito erprobten Methode. Vor allem die arme Landbevölkerung, die traditionell einen spannungsgeladenen Gegenpol zur Stadtbevölkerung darstellte, wurde dazu aufgehetzt. Tito hatte aus dieser Bevölkerungsgruppe seine loyalen Staatsdiener rekrutiert. (Der Begriff „ethnische Säuberung" wird erst seit den Jugoslawienkriegen häufig benutzt – sowohl für die Vertreibung einer Ethnie als auch für ihre physische Vernichtung, also für Völkermord.)

Als „genialen Generalschlüssel" bezeichnet Paolo Rumiz die konstruierte Theorie vom Hass zwischen den Ethnien. Es wird das totalitäre Konzept von der Kollektivschuld bemüht, um die Schuld von den verbrecherischen Individuen abzuwenden. „Die Protagonisten der Massaker werden moralisch aus der Verantwortung entlassen und fühlen sich selbst allenfalls als Teil eines schicksalhaften Fluchs biblischen Ausmaßes." Außerdem macht die Erklärung der Gräuel durch Hass „die Irrationalität eines Zusammenstoßes glaubhaft, dessen (ökonomische) Zwecke und (manipulatorische) Methoden in Wirklichkeit absolut rational sind und der eindeutig in der Verantwortung der Machthaber liegt". Diese Deutung liefert auch die theoretische Basis für die Unmöglichkeit des Zusammenlebens, und der Weltpolitik und den Medien banale Erklärungen, die sich „in der Komplexität des Balkan verlieren". Die systematisch organisierten und psychologisch kalkulierten Verbrechen werden den Opfern als unausweichliche Naturkatastrophe vermittelt, wogegen Widerstand sinnlos wäre.

Untergang der Urbanität

Als eine der größten Deformationen, die der Krieg in Bosnien verursacht hat, bezeichnet Ivan Lovrenović den Untergang der Urbanität. Die jahrhundertelang gewachsene Kultur des Zusammenlebens ist unwiederbringlich zerstört. Eines der Hauptmerkmale der bosnischen Sozialgeschichte und Lebensweise wurde „unmittelbar ins Mark getroffen: die Gewöhnung an den anderen und das Andersartige als alltägliche Erfahrung und Vertrautheit". Die Bosnier wurden „territorialisiert und giftig chauvinisiert". Die Bosnier haben aufgehört Bosnier zu sein. Das Gemeinsame wurde ausgelöscht. – Die jahrhundertelange osmanische Epoche wurde von Historikern meist nur unter dem Aspekt der militärisch-politischen Okkupation behandelt, in der angeblich ein geistiges und kulturelles Vakuum geherrscht hätte. Phänomene der Kultur können jedoch nicht auf ihr politisch-historisches „Äquivalent" zurückgeführt werden. Das, was oft nur als „jahrhundertelange Sklaverei" bezeichnet wird, hat keineswegs so stattgefunden. Während die Hochkultur meist nach Ethnien getrennt war, hat sich in der Volkskultur vieles auch gemeinsam entwickelt. Gestützt auf das starke gemeinsame geistige und kulturelle Erbe slawisch-illyrischer Provenienz und auf die gemeinsame Sprache. Die bosnischen Muslime sind übrigens zum allergrößten Teil Nachfahren konvertierter Christen. Sie haben also keine osmanischen Wurzeln.

Lovrenović stellt der Ideologie die Kultur gegenüber. Ideologie (jede, vor allem aber die nationale)

ist geschlossen und ausschließend. Sie strebt nach Säuberung. Die Mittel sind Brandmarkung alles Fremden als gefährlich, Ablehnung und Hass gegen das Andere. Kultur aber ist ihrem Wesen nach offen und einschließend. „Nation als Kultur ist eine dynamische Struktur, fähig zum Nehmen wie zum Geben. Vom Fremden wendet sie nicht den Blick, sondern macht es sich leicht zu eigen; über das Eigene wacht es nicht eifersüchtig, sondern gibt es bereitwillig ‚zum Verkehr' frei. Diese Fähigkeit des Einschließens, dieses Spiel des Austausches – und nicht Säuberung und Sauberkeit – ist der Preis für eine Fülle an Identität und Korrespondenz mit dem Anderen." Die Besonderheit des „ererbten bosnischen kulturellen Wesens ist seine zivilisatorische Verflochtenheit: die Gleichzeitigkeit einer gemeinsamen und dreier – mit den Juden vierer – besonderer Traditionen. Und da diese Stränge miteinander verbunden sind, bedeutet die Leugnung und Verdrängung nur eines dieser Elemente nichts anderes als eine Verarmung des eigenen Wesens."

Besonders anschaulich beschreibt auch der Schriftsteller Dževad Karahasan in *Tagebuch der Aussiedlung* die Verflochtenheit der Kulturen insbesondere in Sarajevo. Während in westlichen großen Städten in der Regel das Schwächere vom Stärkeren verschlungen wird, gibt es in Sarajevo „ein erregendes Spiel, ein Spiel des gegenseitigen Kommentierens und Kontrastierens von Offenem und Geschlossenem, von Außen und Innen, ein Spiel, das aus sich selbst die Organisation der Stadt bestimmt …" Der innere Teil der Stadt am Talboden, die Čaršija, das Herz des öffentlichen Lebens, ist die universelle Komponente. Hier befinden sich der traditionelle Basar, die Handwerksläden, die Verwaltungs- und Sakralbauten. Die Mahalas hingegen sind die besondere Komponente, die einzelnen Stadtviertel der jeweiligen Ethnien, die sich strahlenförmig die Hänge hinaufziehen. In dieser „vierstimmigen Kultur" dominiert jedoch keine. Jeder spiegelt sich im Anderen, aber jeder dient jedem ebenso als Bestätigung seiner eigenen Besonderheit. – Was hier über die Vielfalt in Bosnien berichtet wird, trifft auf seine Weise auch für Europa bzw. für den gesamten Mittelmeerraum zu.

Mediterrane Kultur der Offenheit

Einer, der ebenfalls die gelebte historische Vielfalt der Kulturen und ihr Erbe in Erinnerung rufen möchte, ist Christian Reder. Sein Buch *Mediterrane Urbanität – Perioden vitaler Vielfalt als Grundlagen Europas* ist 2020 just vor *Corana* fertiggestellt worden. Also knapp bevor die Weltgeschichte in vielerlei Hinsicht in eine neue besorgniserregende Ära eintrat. Das Buch könnte als Abgesang gelesen werden oder vielmehr als dringender Weckruf. Heute, in Zeiten völliger Geschichtsvergessenheit und der kompletten Unfähigkeit aus der Vergangenheit zu lernen, eine bitter nötige Manifestation. Der 480 Seiten starke Essay wurde vom emeritierten Professor für Kunst- und Wissenstransfer an der Universität für angewandte Kunst Wien verfasst. Das Buch beinhaltet allgemeine Beiträge und 20 ausführliche Porträts von Stadtkulturen rund um das Mittelmeer und das Schwarze Meer. Besonders anregend sind zudem die überaus zahlreichen Quellen – Literatur verschiedener Genres und mehr als 50 Filme.

mandelbaum verlag

EINE WERTKRITISCHE ANALYSE DES NARZISSTISCHEN KAPITALISTISCHEN SUBKEKTS



ANSELM JAPPE
DIE ABENTEUIER DES SUBJEKTS
Kapitalismus, Maßlosigkeit, Selbstzerstörung

288 Seiten
25,– Euro

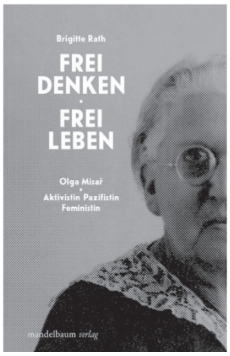
PHILOSOPHISCHES PLÄDOYER GEGEN LIBERALE SCHEINFREIHEIT UND FÜR DIE KOLLEKTIVE WIEDERANEIGNUNG DES SOZIALEN



AURÉLIEN BERLAN
LAND UND FREIHEIT
Kollektive Autonomie gegen den Wahn der Erlösung

304 Seiten
23,– Euro

DAS BEEINDRUCKENDE PORTRAIT EINER KÄMPFERIN FÜR FRAUENRECHTE, FRIEDEN UND FREIHEIT



BRIGITTE RATH
FREI DENKEN– FREI LEBEN
Olga Misar: Aktivistin, Pazifistin, Feministin

422 Seiten
29,– Euro

seit 1996

Warum nicht lernen von der traditionellen Weltoffenheit, der Lebensfreude und der Selbstironie des pulsierenden kosmopolitischen Lebens in den Hafenstädten rund ums Mittelmeer? Eintauchen in die bewegte Geschichte und die bisweilen schillernden Geschichten von Tanger, Algier, Alexandria, Jaffa, Smyrna, Saloniki, Konstantinopel, Beirut, Sewastopol, Odessa, Ragusa, Triest, Venedig und sieben weiteren Städten – zu Zeiten vorm Massentourismus und bevor Kriege und autoritäre Systeme den Besuch vieler dieser Städte verunmöglichten und ihren Reiz vernichteten. Das könnte doch der Phantasie auf die Sprünge helfen, um emanzipatorische Perspektiven zu erkennen. Reder fände es absurd, Europas Perspektiven heute ohne das Mittelmeer und seine Anrainer zu denken.

Ein entscheidender Ausgangspunkt für Reders umfangreiche Projekte, die ihn auch nach Afghanistan, Pakistan, Syrien, Libyen und ans Schwarze Meer führten, war die Vielfalt der Kulturen seiner Heimatstadt Wien. Die *Encyclopédie* vermerkt, die 100.000 Einwohner Wiens im 18. Jahrhundert seien „Italiener, Deutsche, Böhmen, Ungarn, Franzosen, Lothringer und Flamen“ gewesen, die „zusammen mit den Juden Handel treiben & verschiedenste Handwerkskünste ausüben“. Auch heute gibt es in Wien noch sechs anerkannte autochthone Volksgruppen: die slowenische, burgenlandkroatische, ungarische, tschechische, slowakische und die der Roma.

Auch der wandernde Schriftsteller Paolo Rumiz erinnert in seinen Büchern immer wieder an die „Polyphonie“ Europas. Kongenial verbindet er Reiseeindrücke mit Kulturgeschichte und viel Kritik an den herrschenden widersinnigen Verhältnissen. Etwa wenn er ins Gedächtnis ruft, dass es in der heute fast entvölkerten Region Basilikata im Süden Italiens einst eine große Vielfalt gab, die von den Nationalisten verleugnet wurde. Dass dieses Gebiet griechisch, staufisch, normannisch, arabisch, hebräisch, byzantinisch und langobardisch gewesen ist, wurde verschwiegen. „Wie soll man jemandem, der von ‚Bevölkerungsaustausch‘ faselt, erklären, dass diese Orte genau in dem Augenblick verfallen sind, als man unter dem Einfluss der Spanier von der ‚reinen Rasse‘ zu schwärmen begann.“

Ebenso hat sich in Kalabrien, nach dem Bruch mit der Antike, das Rad der Geschichte erst 200 Jahre später wieder zu drehen begonnen, als eine „wunderbare Vielfalt an Völkern einwanderte: Syrer, Juden, Nordafrikaner, Langobarden, Albaner, Araber, Sizilianer und natürlich Griechen bereicherten unser Erbgut.“ Die heutigen Italiener seien höchst gemischter Abstammung, betont Rumiz. Aber Italien „fällt es noch immer schwer, den griechischen Charakter zuzugeben, genauso wie viele Griechen aus Nationalismus oder Ignoranz vermeiden, ihre slawische, bulgarische oder albanische Herkunft einzugestehen. Eine idiotische Vereinfachung im buchstäblich griechischen Sinn des Adjektivs. Als ‚idiotes‘ werden jene bezeichnet, die nur Nabelschau betreiben.“

Auf die Selbstironie als wichtiges Merkmal gelebter Vielfalt verweist überdies Dževad Karahasan: „Wenn ich ‚Mitteleuropa‘ sage, meine ich auch eine ausgesprochen humorige Beziehung zu sich selbst und zur Welt, eine Beziehung, die eine Distanz von sich selbst schafft und damit Tolerierung und Respektierung des anderen ermöglicht.“

Eine Kultur der Langsamkeit und des Miteinanders

Christian Reder stellt uns auch den italienischen Soziologen Franco Cassano (1943–2021) aus Apulien vor. Sein 1996 erschienenes Buch *Il pensiero mediterraneo* (*Der südliche Gedanke*) beginnt an den Küsten Griechenlands mit der Öffnung der griechischen Kultur. Er betont das rechte Maß und bezieht sich dabei auf die alten Griechen. Damit nimmt er den Faden von Albert Camus auf, der die „pensée de midi“, also das „mediterrane Denken“ für eine emanzipatorische Zukunft als unerlässlich erachtete. In Cassanos Werk geht es „um den Versuch einer Aufwertung der südlichen Kulturen als Möglichkeit, den Nordwesten der Welt aus einer Lebensweise herauszuführen, die geprägt ist von krank machender Beschleunigung, Umweltzerstörung und Ökonomisierung aller menschlichen Beziehungen. Vor allem im südlichen Mittelmeer seien Spuren eines alten Kultursystems, in dem sich seit Jahrhunderten verschiedene Kulturen gegenseitig beeinflussen, noch vorhanden. Es sei eine Kultur der Langsamkeit, der Weisheit, des sozialen Miteinanders und des kulturellen Kompromisses.“ So resümiert Alexandra Horn in ihrem interessanten Blog über Apulien.

Cassanos „Denken des Südens“ zielt auf nichts Geringeres ab, als die Nord-Süd-Beziehung umzukehren. „Den Süden nicht im Lichte der Moderne zu denken, sondern vielmehr die Moderne im Lichte des Südens.“ Der Süden sei nicht ein verspäteter, unvollständiger Noch-nicht-Norden, son-

dern ein eigener Raum, den es neu zu entdecken gilt. Aber auch ganz Europa kann von der „Hybridisierung von Kulturen“ am Mittelmeer lernen. Hier wurden aufkommende „Ansprüche auf Exklusivität, Reinheit und Unversehrtheit“ immer wieder aufgeweicht, „waren doch sogenannte Andere nie sehr weit entfernt“. Dabei helfen Erfahrungen mit verschiedenartigen Menschen und ständigem Transit. Es sei überfällig, dass Europa wieder „den Rhythmus des Südens, dessen Hoffnungen und Träume“ als seinen Ursprung anerkenne, war doch sogar „seine Freiheitsliebe in Griechenland entstanden“.

Die Mittelmeerregion wird heute in erster Linie mit höchst Gegensätzlichem assoziiert. Einerseits ist sie ein Magnet für Menschen aus dem Norden, die Sommer für Sommer aus dieser Richtung „wie die Hunnen“ einfallen. Meist ohne Interesse an der jeweiligen Kultur, sondern nur um irgendetwas Exotisches zu konsumieren und im Ranking der perfekten Urlaubs-Selfies an ikonischen Orten mithalten zu können. Der Massentourismus bringt aber nicht nur Geld, sondern auch massive ökologische Probleme, Wohnungsnot für die Einheimischen und die Zerstörung des Lokalkolorits. Während das Tor zum Norden weit geöffnet ist, wird jenes zum Süden und zum Osten für Migranten möglichst fest verschlossen. Stichwort Grenzschutzagentur Frontex und Push-Backs in Griechenland. Kürzlich hat das EU-Parlament mit großer Mehrheit beschlossen, „Rückführungszentren“ für abgelehnte Asylwerber, die von den Herkunftsländern nicht „zurückgenommen“ (sic!) werden, einzurichten. Wunschgemäß in Tunesien oder Uganda. Menschen werden zur „Verschubmasse“ degradiert. Die Abschottung macht das Mittelmeer seit über zehn Jahren zur Todesfalle für Zigtausende. Keiner weiß, wie viele seit 2014 ertrunken sind. Wohl weit mehr als die offiziell geschätzten 34.000. Und es nimmt kein Ende. Von Januar bis Anfang April 2026 gab es wiederum fast 1.000 Tote und Vermisste. Miljenko Jergović warnt in seiner Dankesrede, dass aus Deportationslagern schnell Arbeitslager werden könnten, und aus diesen Todeslager. Und dass aus dem Problem sogenannter illegaler Migranten womöglich das Problem sämtlicher Menschen werde, deren Sprache wir nicht verstehen und deren Welt uns fremd ist. – Besonders befremdlich erscheint der Umgang mit Flüchtlingen vor dem Hintergrund, dass auch aus Europa unzählige Menschen aus vielen Generationen ausgewandert sind und anderswo auf Aufnahme angewiesen waren.

Kulturraum jenseits nationaler Grenzen

Albert Camus war bis zu seinem Tod 1960 wohl der bekannteste Verfechter einer neuen Mittelmeerkultur. „Camus bezog sein Konzept des mittelmeerischen Denkens auf eine erneuerte Vorstellung des mediterranen Kulturraums einer die nationalen und territorialen Staatsgrenzen überschreitenden, produktiven und kreativen Mischung und Vermischung kultureller Errungenschaften, nicht nur der griechischen Tradition. Dazu gehörte für Camus genauso die Tradition des islamischen Rationalismus des Mittelalters in Nordafrika und Spanien, die das griechische Denken produktiv aufnahm, aber auch die spanische, italienische und französische Philosophie.“ So fasst es der unermüdliche Camus-Vermittler Lou Marin zusammen.

Auch Christian Reder geht in seinem Buch *Mediterrane Urbanität* im Algier-Porträt ausführlich auf Albert Camus ein. Das ergibt erhellende Antworten für jene, die heute noch die absurde Frage stellen, ob Camus nicht ein Kolonialist oder gar Rassist gewesen sei. Entweder ist Camus nie genau gelesen worden, oder dieser Vorwurf ist die Folge der lang anhaltenden Nachwirkung der „Moskauhörigen“ Gewalt-Apologeten Frantz Fanon und Jean-Paul Sartre, die in der europäischen Linken den harschen Ton angaben, der erschreckend lange gehorsam nachgebetet wurde. Darüber in der nächsten Ausgabe der *Streifzüge.*

Literatur:

Paolo Rumiz: Masken für ein Massaker – Der manipulierte Krieg: Spurensuche auf dem Balkan, München 2000. (Im Buchhandel vergriffen; Entlehnung in der Bibliothek der Wiener Arbeiterkammer.)
Ivan Lovrenović: Bosnien und Herzegowina – Eine Kulturgeschichte, Wien/Bozen 1998.
Dževad Karahasan: Tagebuch der Aussiedlung, Klagenfurt 1993.
Christian Reder: Mediterrane Urbanität – Perioden vitaler Vielfalt als Grundlagen Europas, Wien 2020.
Franco Cassano: Il pensiero meridiano, Rom/Bari 2021; engl. Southern Thought and Other Essays on the Mediterranean, New York 2012.
Paolo Rumiz: Eine Stimme aus der Tiefe – Reise durch das unterirdische Italien, Wien/Bozen 2025.
Gerald Grüneklee: Nur Lumpen werden überleben – Die Ukraine, der Krieg und die antimilitaristische Perspektive, Wien 2024.

Hermann Engster

Die Erde von Tyrannen befreien!

Emma Herwegh – Amazone der Freiheit

Es gibt Stunden, Tage, wo ich alles hingeben möchte, ein Mann zu sein. Alles, damit ich so auftreten könnte, wie's die innere Stimme mich heischt und der Frauenrock mir verbietet.

Dies vertraut die 24-jährige Emma Siegmund ihrem Tagebuch an. Dabei hat sie alles, was eine junge Frau sich wünschen kann: in einem großbürgerlichen Elternhaus in Berlin im Jahr 1817 geboren; die Eltern reich durch einen florierenden Tuchhandel; wohnend in einer Villa gegenüber dem Charlottenburger Schloss; die Mutter eine kultivierte Dame; der Vater ein zum Christentum konvertierter Jude, trägt den Titel eines „königlich-preußischen Hoflieferanten"; der Hausarzt der Familie ist zugleich der Leibarzt des Königs. Emma genießt eine exzellente Erziehung, spricht Französisch, Polnisch, Italienisch, ist musisch begabt, komponiert, zeichnet, übersetzt, spielt Theater, schreibt Gedichte, verkehrt mit prominenten Gästen im Salon der Eltern – eine mit allen Vorzügen und Privilegien ausgestattete junge Frau. Und doch notiert Emma in den Jahren 1839 bis 1841 in ihrem Tagebuch:

Morgens Nichts, Mittag Nichts und Abends wenig. – Sonnabends Stunde bei Valentini (dem Italienischlehrer), langweilige Lecture einer Goldonischen Komödie. – Große Müdigkeit. – Abends Segelfahrt. – Whistpartie. – Unwohlsein. Kartoffelsalat.

Es genügt ihr nicht, widert sie an. Sie bricht aus, verhält sich nicht standesgemäß, tritt burschikos auf, raucht Zigarren, schwimmt in Flüssen und Seen, badet nachts bei Mondschein im Meer, reitet „wie der Teufel", wie einer konsterniert bemerkt, schießt mit Pistolen, beteiligt sich an der Turnbewegung, was in der Metternich-Zeit ein Politikum ist, begibt sich in die Elendsviertel von Berlin, besucht die Gefangenen in Moabit, soll beim Bogenschießen im Park auf Bilder des Königs und des Zaren geschossen haben.

Es sind vor allem die revolutionären Bewegungen, die sie fesseln: die französische Juli-Revolution von 1830, das Hambacher Fest von 1832, wo 32.000 Menschen aus allen Volksschichten demokratische Grundrechte fordern. Dabei denkt sie nicht national, sondern europäisch. Sie solidarisiert sich, angeregt durch ihre Freundin Emilie Sczaniecka, mit dem unterdrückten polnischen Volk und dessen Freiheitskampf nach der Teilung Polens und dem Novemberaufstand 1830/31 gegen die preußische und russische Fremdherrschaft, hat Antipathien nicht nur gegen Russland, sondern ebenso gegen das eigne Vaterland Preußen. Ursprung für ihre Revolutions-Begeisterung ist die Große, die Französische Revolution, über die sie 1841 in ihrem Tagebuch schreibt:

Ich las französische Revolutionsgeschichte und war wie von einer vulkanischen Glut getrieben, bald glühend, bald halb erstarrt. – Wie aber, wenn eine Zeit käme, wo jeder Mensch königlich dächte, wo die Gesamtbildung eine so allgewaltige wäre, daß der Mensch im Andern nur den Bruder sähe, wo nur Verdienste anerkannt würden, wo der Geist des Göttlichen sich in jeder Brust offenbart hatte; bedürfte es dann jener Könige noch?

Sie ist attraktiv, gilt als eine „gute Partie", ist aber, obwohl schon fünfundzwanzig, noch unverheiratet, sagt offen, was sie von den sie umschwärmenden Männern hält: *Beamtenseelen, Menschenware, niederträchtige Gesellschaft, Schufte, Philister, liberales Pack, Schöngeister, Windbeutel, Esel, entmarkte Gesellen, Höflinge, Speichellecker.*

Das ändert sich dramatisch, geradezu schicksalhaft, als sie den jungen Georg Herwegh kennenlernt. Dieser, ebenso alt wie sie, ist eine der bedeutendsten Figuren des Vormärz, Mitarbeiter von Marx in der *Neuen Rheinischen Zeitung*, muss als politisch Verfolgter in die liberale Schweiz fliehen, schreibt feurige Gedichte unter dem Titel *Gedichte eines Lebendigen*, die ein Bestseller werden. Hier zwei Strophen:

Das Lied vom Hasse

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluss
dem Morgenrot entgegen,
Dem treuen Weib den letzten Kuss,
und dann zum treuen Degen!
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt,
und wollen endlich hassen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
die Liebe nicht erretten;
Halt du, o Hass, dein jüngst Gericht,
brich du, o Hass, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
die lasst uns keck erfassen;
Wir haben lang genug geliebt,
und wollen endlich hassen!

Heine nennt in seinem Gedicht *An Georg Herwegh* diesen mit der ihm eignen Ironie „die eiserne Lerche der Revolution". Als Emma Herweghs Gedichte liest, ist sie überwältigt: „Das ist die Antwort auf meine Seele!", ruft sie vor ihrer versammelten Familie aus, und in ihr Tagebuch schreibt sie: „Ich wünschte, ich kennte den Dichter!" Fortan wird er darin zur Hauptfigur. Und sie dichtet einen Hymnus auf ihn, in dem es in einer Strophe heißt:

Dein Wort flieg durch die Luft gleich Schwerteshieben
So frei, so kühn, so blutig wie sein Stahl,
Daß die dich fürchten, welche dich nicht lieben,
Bei jedem Streich ein feiger Sklaven Fall.

Liebe und Freiheit sind, wie in einem Wagner'schen Musikdrama, die dominierenden Leitmotive ihres Lebens.

Laß durch nichts in der Welt dich binden als durch deine höchste innere Wahrheit!
(Emma Herwegh)

1842 darf Herwegh wieder nach Deutschland, wird hier umjubelt, am 6. November macht er einen Besuch im Hause Siegmund, lernt Emma kennen. Ein halbes Jahrhundert später schildert ihr Sohn Marcel in der Ausgabe der *Brautbriefe*, an der Emma noch mitgewirkt hat: „Die erste Begegnung war wie ein Wiedersehen von Menschen, die endlich, nach langer Wanderschaft in der Fremde, in ihre eigentliche Heimat zurückkehren."

Sieben Tage darauf sind beide zur Irritation der Familie verlobt. Das ist eine Sensation, Zeitungen in ganz Europa berichten davon. Georg schreibt an Marx: „Ich zeige Ihnen meine Verlobung mit einer Republikanerin *comme il faut* an, einem Mädchen, das uns allen über das Kapitel der Freiheit tüchtige Lektionen halten könnte." Wie in Wagners *Tristan und Isolde* bedarf es dazu keines Liebestranks, es ist die spontane Erkenntnis der Seelenverwandtschaft, die beide einander verfallen sein lässt. 1843 schreibt Emma an Georg:

Es geht mir mit Deiner Prosa wie mit Deinen Versen, sie sind mir beide der Schlüssel zu meiner eigenen Natur, und tausend Dinge, die noch unbewusst in mir lagen. Wir bedürfen beide einander durch und durch. Schleud're Deine Blitze, denke an nichts, als an das eine, Dein Mädchen liebt die Gewitter, wenn sie rechter Art sind, und wird mitten in dem Feuer nur noch gestählter werden. Bin ich nur erst mit Dir, mich dünkt, ich könnte die Welt dann erobern, unsere Liebe scheint mir alles möglich machen zu können. Sei auf nichts stolz, als auf Deines Mädchens Liebe, darauf aber kannst Du nicht stolz genug sein, und auf ihre Gesinnung, was Eins ist. Freiheit, Liebe, trenn' es, wer es kann, bei mir ist's Eins.

Metternichs Propaganda-Büro beutet das aus. Emma wird in der Presse als „ältliches Mädchen" und als „Ladenhüter des Hauses Siegmund" verächtlich gemacht, antisemitische Ressentiments werden mobilisiert, wonach eine „Orientalin" und „Bankierstochter" einen „deutschen Dichterjüngling" auf den Diwan gelockt habe. Aber auch Georg wird von seinen Anhängern schief angesehen, weil der „Rebell" nun zum „biederen Ehemann" mutiert sei. Emma bekommt das mit und schreibt beschwörende Briefe an ihn:

Unfrei kannst Du nicht werden, Du bist mir das verkörperte Bild der Freiheit, nach der ich, solange ich lebe, mich gesehnt.

Und geht aufs Ganze:
Laß durch nichts in der Welt Dich binden, als durch Deine höchste innere Wahrheit – führt die Dich zu mir – dann bleib bei mir bis zur letzten Stunde; entferne ich Dich von Deinem Ziel und wär es nur um eines Zolles Länge – so schicke mich fort.

Der König Friedrich Wilhelm IV., auf den die Demokraten zunächst große Hoffnungen setzen, lädt Herwegh zu einer Audienz ein, und dieser tappt in die Falle. Der König speist ihn mit ein paar jovialen Phrasen ab, und Herwegh äußert sich verbittert darüber: „Das Königtum ist tot, mausetot … Wie klein, unendlich klein und ordinär ist mir dieser Mann erschienen!“ Obendrein muss sich er als „untertäniger Revolutionär“ verspotten lassen. Emma stärkt ihm den Rücken: „Tust recht, die Könige zu bemitleiden, es sind wandelnde Mumien, deren Kronen von den entmarkten Köpfen der Völkersturm schon treiben wird. – Ich muß auf mein Roß, adieu!“

Auf Drängen Metternichs verschärft der preußische König die Zensur und verfügt, dass Herwegh binnen 24 Stunden Preußen verlassen müsse, und damit es unverzüglich geschieht, muss Herwegh einen Güterzug benutzen. Kaum miteinander vereint, soll das Brautpaar sich trennen, doch Emma weigert sich; ihren Eltern erklärt sie, zu Georg zu gehören und begleitet ihn im Waggon ins Königreich Sachsen.

Als dann Georg Deutschland abermals verlassen muss, fährt er zusammen mit Bakunin, der, wie er gelobt, ihm „bis ans Ende der Welt gefolgt“ wäre, zurück ins Schweizer Exil. Er schreibt: „Bakunin und ich sprachen heute viel von dir, und mit jedem Worte wurde es mir selbst klarer, *was* ich an dir besitze, wie unendlich ich dich liebe, und wie unentbehrlich Du mir geworden.“ Für die nächsten Jahre bleibt Bakunin in der Nähe des jungen Paars.

Emma folgt Georg in die Schweiz. Sie heiraten im März 1843 in Zürich, anwesend ist die politisch-demokratische Prominenz.

Georgs Freund Ludwig Walesrode spricht beim Bankett zu Ehren des Brautpaars einen Toast aus:

Nicht nur der Männer bedarf unsere Zeit, sondern auch der Frauen. Frauen, welche dem Manne nachfühlen die ganze glühende Sehnsucht nach Freiheit; welche am Manne lieben den Trotz gegen alle Götzen des politischen wie religiösen Pfaffentums. Frauen, welche nicht Mägde mit den Knechten sein wollen und welche den Eunuchen der Gesinnung, an denen Deutschland leider noch so reich ist, ihre ganze herzliche Verachtung zeigen. Lassen Sie uns, zugleich mit der Braut unseres gefeierten Dichters, allen deutschen Frauen, die so hassen und so lieben können, mir diesem Glase ein donnerndes Lebehoch trinken!

Georg schreibt für die liberale Presse, ihr Haus wird Treffpunkt von Gottfried Semper, Franz Liszt und auch Richard Wagner, der selber 1848 in Dresden auf den Barrikaden stand, ins Exil flüchten musste und Georgs enger Freund wird. Ab September leben sie in Paris, wo ihr erstes Kind geboren wird; ihre Nachbarn sind Karl und Jenny Marx; sie verkehren mit Intellektuellen wie Moses Hess, George Sand, Victor Hugo, Alphonse de Lamartine.

Polen – abermals verloren

Im März 1846 kommt es im von Preußen und Russland unterdrückten Polen erneut zu Aufständen. Emma und Georg sehen darin ein Signal für die erhoffte Revolution der europäischen Völker. Der Hauptanführer Ludwik Mierosławski und zahlreiche andre Patrioten werden in Preußen eingekerkert und zum Tode verurteilt. Da Georg wegen drohender Verhaftung Preußen nicht betreten darf, reist Emma allein, aber mit beiden Kindern, nach Berlin, und ihr gelingt, was selbst Bettina von Arnim nicht erreichen konnte: Mit Chuzpe und Charme gelingt es ihr, den Staatsanwalt zu umgarnen, sie nutzt alte Kontakte zu Hofkreisen und bewirkt Hafterleichterungen für die Gefangenen, ja, kann sogar die Todesurteile abwenden und die Strafe in Festungshaft umwandeln – Georg preist sie im Brief als *femme politique*. Von der Berliner Salongesellschaft ist Emma angewidert: „Schreien möchte ich, bis die ganze Stadt zusammenliefe und dieser erbärmlichen Wirtschaft einmal ein Ende machte.“ Ihrem kleinen Sohn Horace bleibt Emmas Widerwille gegen alles Preußische nicht verborgen, und auf seine Frage erklärt sie ihm kindgerecht: „Die Preußen sehen zwar aus wie Menschen, aber sie sind keine.“

Wir wollen zeigen, was zwei Leute können,
zu derselben Fahne schwören,und die Bewegung
hat Riesenkraft, oderweckt Riesenkräfte,
auch in den Frauen.

Doch hält es sie dort nicht lange. Als es im März 1848 in Deutschland zu revolutionären Erhebungen kommt, kommen in Paris viertausend deutsche Demokratinnen und Demokraten zusammen. Für Emma ist die Demokratie „ein großes, weltbefreundendes Ereignis“. Georg hält eine flammende Rede und wird einstimmig zum Anführer gewählt. Er stellt eine *Deutsche Demokratische Legion* zusammen, um Friedrich Hecker und dessen badischen Gefährten zu Hilfe zu eilen. Es ist allerdings eher eine romantische als militärische Freischar, und viele, darunter Marx, warnen und raten ab. Über den Freiheitszug der Legion berichtet Emma furios in ihrer Schrift *Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris*, als Urheberschaft ist angegeben *Von einer Hochverräterin*, doch weiß jeder, dass sie dahintersteckt. Mit Mühe findet sich ein Verleger, doch kaum ist die Schrift gedruckt, wird sie verboten.

Emma – Herweghs verfluchtes Weib!
(Soldat, Emma verfolgend)

Unter den 650 Kämpfern der *Deutschen Demokratischen Legion* ist sie die einzige Frau. In zwanzig Tagen marschieren sie von Paris bis zum Rhein. In Deutschland erfahren sie großzügige Unterstützung von den Bauern, die erstaunt darüber sind, dass nicht eine, wie die hetzerische Presse verbreitet, „Räuberbande“ sie überfällt, sondern, wie Emma schreibt, „eine singende fröhliche Schar, die nichts begehrte als freien Durchzug“. Doch sie kommen zu spät; als sie ankommen, ist der Hecker-Zug schon geschlagen, und sie müssen fliehen. Die Herweghs werden steckbrieflich gesucht, Emma wird (durchaus nicht übelwollend) wie folgt beschrieben: „Haare, blond; Gesichtsform, oval; Gesichtsfarbe, blühend; Stirn, hoch; Augen, schwarzbraun; Nase, gebogen; Mund, klein; Zähne, ganz gut; Kinn, spitz. Sie spricht den Berliner Dialekt.“

Die Bewaffnung der *Deutschen Demokratischen Legion* ist armselig: 250 Flinten, die Hälfte nur brauchbar, pro Mann vier Patronen, die übrigen haben nur Pistolen, Säbel, Sensen, Piken. Die sie verfolgenden Soldaten haben moderne Gewehre mit ausreichend Munition. Emma, Pistolen am Gürtel, schlägt sich mit ihren Genossen in Gewaltmärschen durch, sie schleppen sich durch Schnee, Schlamm, Geröll, nächtigen versteckt in Wäldern und Scheunen.

Emma schreibt: *Man denke sich zehn volle Stunden, bald über steile Felsspitzen, bald durch Bäche, bald bis an die Knöchel durch Schnee und Eis. Es war entsetzlich, und die Erschöpfung bei einigen so groß, dass sie mitten im Wasser oder auf Steinen liegen blieben, um nur auf Sekunden auszuruhen.*

Bei Rheinfelden hilft ihnen ein Bauer:
Wir liefen während mehrerer Stunden bergauf, bergab, fortwährend verfolgt, bis wir endlich das kleine Dorf K. (Karsau) erreichten, das drei Stunden von Rheinfelden gelegen. – Viele der Unseren hatten dieselbe Richtung eingeschlagen wie wir, und kamen mit uns zugleich in K. an. Auf diejenigen, welche man nicht mit der Hand erreichen konnte, hatte man fortwährend abgefeuert, es war eben die vollständige Hetzjagd. Wir klopfen an die erste Bauernhütte, und flehen um ein Asyl, sei es auch noch so schlecht. Wenn Ihr ein Schälchen Café wollt, war die Antwort, das können wir Euch geben, denn Ihr seid gewiss durstig, aber beherbergen können wir Euch nicht, Ihr müsst halt ins Saatfeld gehen.

Der Bauer steckt sie in Arbeitskittel und schickt sie aufs Feld, wo Emma so leidenschaftlich Unkraut jätet, als gelte es, die Erde von Tyrannen zu befreien. Nach Sonnenuntergang verköstigt sie der Bauer mit Wein und Brot. Er erzählt entsetzt, wie die Soldaten das Haus bis in den kleinsten Winkel durchsucht und sogar die Fässer mit Bajonetten durchstoßen hätten. Abends versteckt er sie in einem Wagen und fährt sie in die nahe Schweiz. Die fürstenhörige Lakaienpresse bewirft sie mit Dreck: Georg habe sich unter einem Frauenrock verborgen und sie hätten sich in einem Mistwagen verkrochen. In diesem bürgerlich-reaktionären Mist haben die beiden ihr Leben verbringen müssen. Dazu Verse aus einem Gedicht von Heine: *Du fragst mich, Kind, was Liebe ist? Ein Stern in einem Haufen Mist.* Und in einem Gedicht auf das Paar:

Als Amazone ritt neben ihm
Die Gattin mit der langen Nase;
Sie trug auf dem Hut eine kecke Feder,
Im schönen Auge blitzte Ekstase.

Der Schriftsteller Otto von Corvin, Offizier und Verfasser des *Pfaffenspiegel,* mit dem er die katholische Kirche angriff, und Mitstreiter auf dem Zug, schreibt in seinen *Lebenserinnerungen* über Emma:

Sie war nicht so poetisch und träumerisch wie ihr Mann, sondern bei weitem praktischer als dieser. Dabei war sie energisch, entschlossen und unerschrocken; in den schwierigsten Lagen verlor sie den Mut nicht und die größte Gefahr mochte sie nicht zu erschrecken. Für sich fürchtete, für sich sorgte sie nie, nur für ihren Mann.

Italienisches Intermezzo

1851 bis 1866 leben sie in Zürich, dazwischen eine Zeitlang in Genua, wo, wie zuvor die polnischen, hier auch die italienischen Freiheitskämpfer zu Emmas Verehrern gehören: Giuseppe Garibaldi, Piero Cironi, Giuseppe Mazzini. Emma verhilft 1855 dem Revolutionär Felice Orsini zur Flucht aus dem Gefängnis in Mantua. Zunächst schickt sie ihm in Knöpfen verstecktes Opium, um die Wächter zu betäuben, was misslingt, dann Bücher, in denen Feilen verborgen sind. Damit sägt er in wochenlanger Arbeit die Gitterstäbe durch, seilt sich ab und entkommt. Dankbar schreibt er an Emma: „Carissima Emma, sono libero da dodici giorni, da due in luogo non austrico“ (Liebste Emma, seit zwölf Tagen bin ich frei, seit zwei nicht mehr an einem österreichischen Ort.) – 1862 scheitert Garibaldis Versuch der Eroberung von Rom, bei Aspromonte wird er verwundet und gefangengenommen. Seine Schrift *La giornata dell'Aspromonte* (*Der Tag von Aspromonte*) übersetzt Emma ins Deutsche, Georg schreibt das Vorwort dazu.

Freilich hat das deutsche Vaterland für seine besten Söhne selten mehr zu bieten als Elend, Verfolgung oder freie Wohnung im Kerker.
(Emma in einem Bettelbrief)

Emma und Georg haben drei Söhne und eine Tochter. Doch die Ehe gerät aufgrund erotischer Verstrickungen Georgs in Krisen, unter denen Emma sehr leidet, zeitweilig leben sie getrennt, finden dann aber wieder zueinander. 1866 erlaubt eine Amnestie allen politisch Verbannten die Rückkehr nach Deutschland, worauf die Herweghs nach Baden-Baden umziehen. Sie leben hier in ärmlichen Verhältnissen. Emma, 1848, von ihrer Familie enterbt, schreibt Bettelbriefe, um die Familie zu ernähren. Um Schulden zu tilgen, verkauft sie Hausrat, Gemälde und Georgs „liebsten Besitz“, seine Bibliothek. Georg könnte als Schriftsteller mehr verdienen, würde er, dem Beispiel andrer folgend, seine politische Überzeugung mäßigen, doch er, bestärkt von Emma, weigert sich. Als einer der „Gemäßigten“ Georg eine Audienz beim Herzog von Weimar vermitteln will, lehnen Emma und er es brüsk ab – vor Fürsten wird nicht gebuckelt.

Aus unfreiem Land in freie Erde

1875 stirbt Georg, wird in Liestal in der Schweiz begraben, auf seinen Wunsch „in freier republikanischer Erde“. Emma überführt seinen Sarg dorthin, sie lebt noch fast dreißig Jahre. Die deutsche Reichseinigung unter preußischer Oberhoheit und mit Kaiser obenauf kommentiert sie so:

Es wird eine ewige Schmach in der Geschichte bleiben, daß sich in jenen Tagen, als das Heil der ganzen Menschheit an dem einen Wort „Republik“ hing, kein Mann gefunden, der genug Kopf und Herz besessen hätte, dieses eine Wort zu sagen.

Eine Rückkehr in das wilhelminische Deutschland ist für sie undenkbar. Ihre letzten Jahre verbringt sie in Paris, lebt nun passabel von Sprachunterricht und literarischen Übersetzungen sowie einer kleinen Rente. Gesellschaftlich ist sie noch sehr angesehen, wird befreundet mit dem jungen Frank Wedekind, dem sie Zugang zu höheren Kreisen verschafft. Wedekind seinerseits ist von der mittlerweile 76-jährigen Emma fasziniert, sorgt dafür, dass Georgs Werke noch einmal eine Renaissance erleben, und Emma dankt ihm gerührt. 87-jährig stirbt sie im Jahr 1904.

Sie will in der Schweiz an Georgs Seite bestattet werden – „in freier Erde“. Auf dem Grabstein steht eine Inschrift für Georg, die sie dreißig Jahre zuvor selbst verfasst hat und die auch für sie gilt:

Von den Mächtigen verfolgt,
Von den Knechten gehaßt,
Von den Meisten verkannt,
Von den Seinen geliebt.

>>

Poetischer Epilog

Georg Herwegh, *Einladung in die Berge*
(1843-45)

Komm, mein Mädchen, in die Berge,
Wo der Himmel tiefer blaut
Und das stille Volk der Zwerge
Uns kristallne Schlösser baut.
Wo der Liebe morgenhellen
Traum kein Schleicherohr belauscht
Und: Triumph! von tausend Quellen
Der vereinte Donner rauscht.

Komm, wo dir der Sturm die Locken
Aus der heißen Wange streicht,
Kaum der dumpfe Klang der Glocken
Und kein Glauben dich erreicht.
Während er im Tale zittert,
Losgebundner Knechte Schwarm,
Ruhen wir, wenn's hochgewittert,
Freudetrunken Arm in Arm.

Komm, mein Mädchen, lass dich fassen,
Tragen zu des Adlers Nest;
Menschen lieben, Menschen hassen,
Und wer bliebe felsenfest?
Was sie beten, was sie fluchen,
Ach, ich konnt es nie verstehn –
Blumen lass uns, Blumen suchen!
Mädchen, willst du mit mir gehn?

Emma Herwegh, *Antwort*

Zu dem Meere, zu dem Meere
Folge mir, Geliebter, nach;
Über ihm steht noch der hehre,
Unentweihte Schöpfungstag.
Uns zum Haupt ein Meer von Sternen,
Unter uns die heil'ge Flut,
In uns eine Welt von Glut.

Dass ich dich im Arme hielte
Eine einz'ge kleine Stund,
Deinen warmen Herzschlag fühlte,
Einen Hauch von deinem Mund –
Fürchten wollt ich nicht die Wellen,
Wenn im Sturm manch Schiff zerschellt:
Sprich, sind wir nicht auch Rebellen
Gegen eine Sklavenwelt?

Voilà, une femme politique! (Georg)

Literatur:
Ich habe mich auf die Quellen der folgenden Bücher gestützt:

Herwegh, Emma: Es lebe die demokratische Republik. Mit einem Vorwort von Elke Heidenreich. Köln 2023. Darin der Bericht über die Deutsche Demokratische Legion sowie Briefe.

Herwegh, Marcel (Hrsg.): Brautbriefe. Herwegh-Archiv, Liestal.

Krausnick, Michail: Emma Herwegh – Nicht Magd mit den Knechten! Eine biographische Skizze. Marbach 1998. Neuausgabe unter dem Titel: Emma – Herweghs verfluchtes Weib. Reihe Rhein-Neckar-Brücke 15, Neckargemünd 2015.

Rettenmund, Barbara / Voirol, Jeannette: Emma Herwegh: die größte und beste Heldin der Liebe. Zürich 2000.

Kurbjuweit, Dirk: Die Freiheit der Emma Herwegh. (Eine romanhafte Darstellung.) München 2017.

Nikolaus Dimmel

Weltspartag im Wohlfahrtsstaat

Matthäus wusste um das Kernprinzip plutokratischer Bereicherung: Wer hat, dem wird gegeben. Wer kaum hat, dem wird genommen. Nun funktioniert Verteilungspolitik hierzulande seit Jahrzehnten dergestalt, dass den arbeitenden mittleren und oberen Mittelschichten genommen wird, um dies mit sozialdemokratisch stolzgeblähter Brust an die atypisiert-prekarisierten vermögenslosen unteren Mittel- und Unterschichten zu geben. Das oberste Quartil zahlt drei Viertel des Lohnsteueraufkommens; drei Viertel aller Steuereinnahmen stammen von Arbeitnehmer:innen und Pensionist:innen (Einkommen- und Konsumsteuern). Die Plutokraten hingegen, Kapitäne der Herrschaft des Geldes sowie der Ökonomie der Enteignung, nehmen an diesem Spiel erst gar nicht teil. Vermögens-, Erbschafts- und Schenkungssteuern sind inexistent. Unverändert wird dieser Modus auch in der Energie- und Teuerungskrise, welche eine Sequenz von Weltordnungskriegen ausgelöst hat, beibehalten. Allerdings hat die symbolisch angereicherte Politik des sozialchauvinistischen Sentiments zwischenzeitig erfolgreich einen Habitus der Zerstörungslust, Ausgrenzungsbereitschaft und sozialen Degradierung in die Welt gesetzt. Nach unten wird daher getreten, nach oben gebuckelt; aber noch nicht von allen.

Gleichwohl lautet die kaum kaschierte Botschaft der regierenden „Rackets“ an Modernisierungsverlierer:innen, das abgehängte Prekariat, Minderqualifizierte und Immigrant:innen aus der Peripherie des Weltmarktes: „Drah di ham.“ Unverschämter denn je wird seitens der politischen Dienstklasse zwischen guten und schlechten Risiken, zwischen wohlfahrtsstaatlichen Zielgruppen mit Aussicht auf „Return on Investment“ und der Population der unverwertbar „Überflüssigen“ unterschieden. Und nichts eignet sich besser zur sozialen Desintegration, also dem Systemausschluss der Verlierergruppen, als jene Krise, welche Plutokraten, Investoren und das Kartell der Lügner hinterlassen haben, nachdem sie den leistenden und gestaltenden Sozial- und Wohlfahrtsstaat ausgeplündert und als Schuldenruine hinterlassen haben. Baron Rothschild hat einstmals wissen lassen: „The time to buy is when there’s blood in the streets“. Phil Mirowski hat das zeitgenössisch gewendet: „Never Let a Serious Crisis Go to Waste.“

Die letzten fünf Krisen, nämlich Weltwirtschaft-, Corona-, Klima-, Inflations- und Energiekrise, haben ein historisches Fenster für die Rückabwicklung der applizierten sozialen Rechte, welche der Fordismus hinterlassen hat und auf denen der zeitgenössische Sozial- und Wohlfahrtsstaat beruht, eröffnet. Ohnehin waren/sind diese Rechte nur Fragmente, teils Staatszielbestimmungen, teils bedingte Rechtsansprüche, nur unzureichend von verfassungsrechtlichen Institutionengarantien gehalten. Der gesamte Sozial- und Wohlfahrtstaat steht hierzulande auf tönernen Füßen. Folgerichtig existieren auch keine sozialen Grundrechte auf Wohnen, Bildung, Gesundheit oder Existenzsicherung. Das Teilhabeversprechen der Sozialdemokratie war eins für den Schönwetterkapitalismus. Daher ist die Bourgeoisie aus gegebenem Anlass in den Modus des Bewegungskrieges übergewechselt. Ihre Krisenrhetorik bemüht einerseits die jeden Handlungsimpuls lähmende Figur eines Tsunamis multipler Krisen, moralisiert andererseits Hilfebedürftigkeit als Asozialität. Geboten werden dystopische Bilder der Alternativ- und Ausweglosigkeit, des Gürtel-enger-Schnallens, der wohlfahrtsstaatlichen Trittbrettfahrer-Kultur. Damit wird einerseits ein Narrativ der Unausweichlichkeit autoritärer „slash

Neuerscheinungen



Mitreißende Graphic Novel über den entschlossenen Widerstand in Europa

R. Tyler & Paul Buhle (Hg.)
Partisan*innen
Eine Graphic History antifaschistischen Widerstands
148 Seiten | 19,80 €



Das Leben des Che – gezeichnet von einem der ganz Großen des Underground-Comics

Spain Rodriguez
Che
Eine illustrierte Biografie
116 Seiten | 18 €



Stell dir vor es ist Krieg

interventionistische Linke FFM (Hg.)
Verweigert euch!
Antimilitaristische Perspektiven auf die kriegerische Gegenwart
276 Seiten | 19.80 €



Drei Essays über revolutionäre Möglichkeiten

David Graeber
Gesellschaftstheorie als Wissenschaft und Utopie
108 Seiten | 12,80 €



Über solidarische Utopien

Guido Arnold, Jobst Paul, Christian Sydow (Hg.)
Umkämpfte Gerechtigkeit
Emanzipatorische Aufbrüche und linke Utopien
150 Seiten | 18 €



Polizeigewalt ist keine Ausnahme, sondern ein strukturelles Problem

Thomas Billstein
Polizeigewalt
Ursachen, Formen, Widerstand
120 Seiten | 9,80 €

Das ganze Programm online unter:
www.unrast-verlag.de

and chop"-Politik gezimmert, andererseits das Ressentiment des kleinbürgerlichen Sozialchauvinismus aktiviert.

Zur Ausleuchtung des Hintergrundes: Nachdem die Republik 2,5 Jahrzehnte lang die „Gstopften" gestopft hat, zuletzt mit 39,3 Mrd. (2024; 36,8 Mrd. € waren es 2023 gewesen) an direkten sowie indirekten Förderungen, aber auch durch gargantueske Einnahmenverzichte aus Steuerbegünstigungen vor allem zugunsten der bestverdienenden Haushalte, hat sie wissentlich und willentlich einen Schuldenberg angehäuft. 2019 bis 2024 stiegen die Schulden der Republik um 113,8 Mrd. auf 394,8 Mrd. €. Ein Schelm, wer nonchalant übersieht, dass die Republik als Europameister allein 2017 bis 2023 insgesamt 215,5 Mrd. € an Förderungen ausgeschüttet hat, in deren Windschatten gleichsam in Form orchestrierter Windfall-Profits die Interessen von Klientelgruppen, Freundeskreisen und Bereitstellern von Aufsichtsratsposten subservient befriedigt werden konnten. Dann war nach Weltwirtschafts-, SARS-CoV-2- und Energiekrise Schluss mit lustig, denn der Europäischen Kommission fehlt(e) für derlei schlicht der Humor. Hatten doch OECD, Kommission und EZB wiederholt darauf hingewiesen, dass jenes Fördern eines ohne gesamtwirtschaftlich erkennbaren Fördernutzen sei.

Nun also geht es im Denkhorizont der schwarzen Null ans Zurückzahlen. 2025/26 hat man sich deshalb – hartnäckig auf Vermögens-, Erbschafts- oder Schenkungssteuern verzichtend – auf Konsolidierungsmaßnahmen in Höhe von 15 Mrd. € im Doppelbudget verständigt. Bis 2029 sollten weitere 54 Mrd. € gefunden werden, die bei Staatsausgaben eingespart oder über zusätzliche Einnahmen lukriert werden müssen. Für 2026 peilte die Regierung ursprünglich ein Konsolidierungsvolumen in Höhe von 8,7 Mrd. €, für 2027 11,2 Mrd. €, für 2028 13,1 Mrd. € und für 2029 14,6 Mrd. € an. Dies jedenfalls, ganz ohne auf die Profiteure der Förder-Bonanza der vorvergangenen Jahre zuzugreifen. Angesichts der „durchrauschenden" Folgen des Iran-Krieges legte man noch eins drauf. 2026 werden zumindest 10,3 Mrd. € und 2029 laut Budgetplan 16,5 Mrd. € einzusparen sein.

Tangente ist, das Budget zu einem Drittel einnahmenseitig, zu zwei Dritteln ausgabenseitig zu sanieren. Während man das akkumulierte private Geldvermögen in Höhe von 850 Mrd. € (2023) vornehm jenen belässt, die sich von ihren Investment-Sorgen in Villen am Atter-, Wolfgang- oder Wör-

thersee erholen müssen, geht es um die Verteilung der Lasten womöglich zulasten der Vermögenslosen, jedenfalls aber jenes Segments, das in höchstmöglicher Diffusität „Mittelschicht“ genannt wird. Gänzlich reibungslos lässt sich das freilich nicht bewerkstelligen, denn nur das abgehängte Prekariat geht nicht wählen. Daher sollen 550 Mio. € jährlich aus den erhöhten Beiträgen der Banken und Energieversorger lukriert werden, während die Abschaffung der kalten Progression zumindest 2 Mrd. € pro Jahr einbringen soll. Weitere 270 Mio. € erhofft man sich aus noch zu definierenden Maßnahmen zur Steuerbetrugsbekämpfung. Damit aber wird das Konsolidierungsziel nicht erreicht. Zumal allein die österreichische Verteidigungsministerin zusätzliche 1,82 Mrd. € für die Nachbeschaffung von Abfangjägern budgetär angemeldet hat. Folgerichtig werden die Steuerlasten der abhängig Beschäftigten erhöht und zugleich die Transferleistungen gekürzt. Etwa 0,5 Mrd. € sollen für 2026 aus dem Wohlfahrtsbereich lukriert werden, knapp 900 Mio. € aus dem Bereich der Krankenversicherung, knapp 650 Mio. aus dem Bereich der Krankenanstalten (3,3 Mrd. € bis 2030) und knapp 100 Mio. € aus dem AMS-Bereich.

Während also die vermögendsten 5 % knapp 60 % des Gesamtnettovermögens eignen und die unteren 50 % insgesamt knapp 3 % davon ihr Eigen nennen, muss es dem Bühnenvortrag der Politdienstleister zufolge den Subalternen an den Kragen gehen, denn „Standort“ ist alles. Im dominanten Narrativ muss man die Staatsverschuldung senken, um das Vertrauen der „Finanzmärkte“, Containerbegriff für Haie, Piranhas und Krokodile, zu sichern. Und das geht dem neoliberalen Einvernehmen nach nur mit einer Erhöhung der Massensteuern sowie einer Reduktion der Staatsausgaben, auch und insbesondere im Gesundheits- und Sozialbereich. Was damit indes ansteht, ist ein Umbruch hegemonialer Kräfteverhältnisse. Denn der Anteil der Nettoerwerbseinkommen am Haushaltseinkommen lag 2024 in den untersten Dezilen bei knapp einem Drittel, zwei Drittel waren Transfers. Langjährig wurde an der dem zugrunde liegenden Schieflage zwischen Kapital- und Arbeitseinkommen herumgebastelt. Nunmehr aber schafft das absehbare Austeritätsprogramm eine neue Dimension der Irreversibilität, ein Umschlagen von Quantität in Qualität. Was in den 1980er Jahren dystopische Rhetorik war, nämlich eine 60(Prekarisierte)-30(Mittelschichten)-10(Profiteure)-Gesellschaft, ist in greifbare Nähe gerückt. Die Indikationen von Verelendung und Refeudalisierung liegen auf der Hand. 2025 können 34 % der Haushalte hierzulande keine Ersparnisse mehr aus ihrem monatlichen Einkommen bilden. Bei der Hälfte der Haushalte, die überhaupt sparen können, hat sich die Sparquote im Rückblick binnen weniger Jahre halbiert, während sie im obersten Dezil explosionsartig angestiegen ist. 20 % der Haushalte haben heute weniger als 500 € „auf der hohen Kante“. Das Lebensmotto des Prekariats kann nur noch lauten: „Von der Hand in den Mund“.

Weil Gier, Korruptivität, Machtakkumulation und Demagogie kein Innehalten kennen, verteidigt das Konglomerat der Rechtspopulisten/Rechtsextremen die zunehmende Schieflage von Vermögen und jüngst auch Einkommen mit Zähnen und Klauen. Es insistiert auf der Steuerfreiheit von Vermögen, verballhornt als Eigentumsschutz, hetzt als Befreiungsschlag gegen Minderleister:innen, Immigrant:innen und Sozialbetrüger:innen. In diesem Klassenkampf von oben geht es augenfällig nicht darum, umgehend die Kosten der Plünderung des Staates zu decken, sondern ein Szenario des „Othering“ zu entfesseln, in dem erkorene Sündenböcke für das Krisenverhängnis büßen sollen und sich die sozialdisziplinierende Verelendung aus der Unterschicht in die Mittelschichten fressen kann. Dabei geht es in Analogie zum Bild des „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“ um das (hegemoniale) Projekt, die Kosten der Polykrise zwischen den Lohnabhängigen und eben nicht zwischen Arbeit und Kapital zu verteilen. Ohnehin erscheint die Anmutung, das zwischenzeitig zweitteuerste politische System der Welt könne bei sich selbst sparen, den Politdarsteller:innen aller Couleur dann doch als unzumutbare Zumutung. Also weiter mit 42.000 Politiker:innen, 9 Bundesländern, 2.150 Gemeinden, absurden Repräsentationskosten, Korruption, Versorgungsposten und der Absonderung rhetorischer Sekrete. Der ideologische Müllberg ragt in den Himmel.

Damit allerdings geht auch die Ära der kaschierten Refeudalisierung bzw. des moderaten Neoliberalismus zu Ende. Jetzt werden die Häme und der sozialchauvinistisch notdürftig verbrämte Klassenhass offen zelebriert. Es geht nicht nur hart auf hart, sondern auch ziemlich blöd zu. Denn augenfällig findet dieser Konsolidierungsprozess im Wohlfahrtsstaat unstrukturiert, chaotisch und ohne Bedacht auf die Folgekosten statt. Ideologiegetrieben setzen die Bundesländer im Wohlfahrtsbereich auf eine Verschärfung der Inan-

spruchnahmebedingungen der Sozialhilfe, auf Kürzungen oder Nichtvalorisierungen bei den sozialen Diensten sowie eine Verschlankung der Angebote der Behindertenhilfe.

Jetzt regiert das Herrenhaus. So geht dem Duo infernale der Salzburger Landesregierung eine knappe halbe Milliarde Euro für die Sanierung des Großen Festspielhauses, des Hauses für Mozart sowie der Felsenreitschule locker von der Hand, während im Wohlfahrts- und Gesundheitsbereich nicht nur das Gehaltspaket der Landeskliniken aufgeschnürt wurde (60 Mio. € Sparvolumen). „Pacta non sunt semper servanda"; also was soll's. Dass sich Bund, Länder und Gemeinden Ende 2023 darauf verständigt hatten, die höhere Bezahlung für Pflegekräfte („Pflegebonus") bis 2028 im Pflegefondsgesetz zu verankern und anteilig zu finanzieren, ist Schnee von gestern. Eine greinende Sozialministerin mault über das „falsche Signal zur falschen Zeit" und tut, was die Sozialdemokratie in Austeritätszeiten gemeinhin tut: nichts. Inzwischen hat man in Salzburg die Rücknahme des Pflegebonus befristet aus Showgründen bis Juni 2026 wieder zurückgenommen. Das dicke Ende kommt also noch. Unbeirrt aber implementiert die Landesregierung 2026/27 massive Einsparungen im Sozialbereich, um ihr Budget zu konsolidieren, gleichzeitig Landwirtschaft, Hotellerie, Liftanlagenbetreiber und deren Schneekanonenbatterien besser denn je monetär zu schmieren. Derlei Investment in den industriellen Komplex des Wintersporttourismus wird etwa gegenfinanziert durch höhere Beiträge der Eltern zur Kindertagesbetreuung. Die schwarz-blaue Landesregierung kürzte rund 1 Mio. € in der Kinder- und Jugendhilfe, indem Tagsätze für betreute Kinder nicht im vollen Ausmaß angepasst wurden. Mittels eines Sozialbereich-Tarifanpassungsgesetzes wurden Tariferhöhungen indes generell auch für soziale Dienste, Behindertenhilfe und Seniorenwohnhäuser 50 % unter der Inflationsrate valorisiert.

Rewind. Play. Sozialpolizei: In Niederösterreich, wo man sich damit brüstet, nicht wie in Wien 7,3 %, sondern nur 0,7 % der Bevölkerung Sozialhilfe beziehen zu lassen, werden 2026 315 Mio. € eingespart. Auch hier inszeniert sich die ÖVP wie gehabt als „Vorreiter im Kampf gegen Sozialmissbrauch" und verschärft den Leistungszugang zum zweiten sozialen Netz. Im reaktionären kognitiven Dünnpfiff liest sich das so: „Die Sozialhilfe ist für die Ehrlichen, die sie brauchen, nicht für die Faulen und nicht für die Betrüger." Bei Ablehnung einer zumutbaren Arbeit wird der Bezug künftig mindestens für drei Monate halbiert statt wie bisher für vier Wochen. Jede weitere Pflichtverletzung verlängert diese Kürzung um jeweils vier Wochen. § 10 AlVG lässt grüßen. Denn nach einer Streichung wird eine Wartefrist von sechs Monaten eingeführt, bevor wieder ein Anspruch besteht. „Wer täuscht, bekommt noch weniger", so der ÖVP-Kapo. Daher soll, wer Einkommen oder Vermögen verschweigt, mit Geldstrafen bis zu 5.000 € oder Ersatzfreiheitsstrafe von bis zu sechs Wochen rechnen müssen. Selbstverständlich werden Lebenslagen im Gestus moralischer Empörung zwischen guten und schlechten Hilfebedürftigen zugeteilt. Deshalb bleibt der Pflege- und Betreuungsscheck ebenso aufrecht wie das Ensemble der Wohnbauförderungsmaßnahmen zur Sicherung der Wohnbedürfnisse von Familien. Wenn wir schon dabei sind: Die Armutsgefährdungsschwelle für Österreich liegt 2026 bei 1.661 € netto 12-mal jährlich, der Sozialhilferichtsatz bei 1.230 €, die tatsächliche Leistung unter Einrechnung der Vermögensverwertung und Rechtsverfolgung bei 950 €.

Wien ist anders, könnte man meinen. Doch auch hier stehen Kürzungen im Volumen von 2 Mrd. € in Aussicht, ein erheblicher, aber noch unbestimmter Teil davon im Wohlfahrtsbereich. Betroffen sind die Mindestsicherung, Wohngeld, Sonderzahlungen, Kinder-Richtsätze, soziale Einrichtungen, Wohnungslosenhilfe sowie Angebote für Suchtkranke. Nunmehr werden Wohngemeinschaften wie Familien behandelt (30 % Leistungskürzung pro Person), Leistungen für kinderreiche Familien gekürzt, subsidiär Schutzberechtigte in die Grundversorgung verwiesen (Drittelung der Bezüge), Leistungen der Notquartiere reduziert, Beratungsangebote gekürzt. In der Sozialhilfe finden sich strengere Regeln und reduzierte Höchstbeträge. Auch die Handhabung der Zumutbarkeit von Erwerbsarbeit wird verschärft. Wenngleich die Austeritätspolitiken in ÖVP- oder FPÖ-geführten Bundesländern wie Niederösterreich, Oberösterreich und der Steiermark vergleichsweise härter ausfallen: Was sie eint, ist sozioökonomische Verstandesferne. Denn die negative Umwegrentabilität dieser Maßnahmen (Kinderarmut kostet nach Schätzungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) und der Dublin Foundation mehr als 3,5 % der Wirtschaftsleistung) ist nicht von der Hand zu weisen. Auf die sich ausfaltenden sozialen Probleme wird man in der fixierten Schrittabfolge also mit weiteren Restriktionen und Kürzungen reagieren: ein Perpetuum mobile der Austerität.

Was hier tatsächlich mit großem Getöse, Sachzwang-Pirouetten und abgestandener Sozial-schmarotzer-Rhetorik eingespart wird, liegt indes deutlich unter den Kosten gegenwärtig laufender öffentlicher Prestigeprojekte vom umstrittenen Stadttunnel in Feldkirch (385 Mio. €) über die Modernisierung des Salzburger Festspielbezirkes (480 Mio. €) bis zum Wiener Fernbus-Terminal (100 Mio. €). Andere Markierungspunkte: Der Bund verzichtet ganz nebenbei auch auf 360 Mio. € durch den Entfall der Besteuerung von Kerosin; Österreichs Unternehmen schuldeten der Gesundheitskasse 2025 knapp 950 Mio. €, weshalb deren Defizit 2029 bei 1,38 Mrd. liegen wird; die Sebastian Kurz-&-Haberer-Partie hat der Benko-Signa-Gruppe Steuervermeidungsmöglichkeiten im Volumen von 1,25 Mrd. eröffnet, zu denen sich nunmehr weitere 1,1 Mrd. an Steuerausfällen gesellen.

Aber wurscht: Politschausteller:innen, Investoren und Plutokraten fahren ihr Programm aus Oberklassenbelustigung und Klientelgruppenbefriedigung unbeirrt weiter. Zahlen sollen jene, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, sowie jene, die dies nicht mehr können. Dass deren Beiträge mitnichten substanziell zur Budgetkonsolidierung beitragen können, liegt auf der Hand. So beliefen sich die Gesamtausgaben für die Sozialhilfe österreichweit 2024 auf 0,27 % des BIP (2024: 1,32 Mrd. bei 494 Mrd.), die Kosten der Grundversorgung hingegen für 2025 auf 621 Mio. €, also etwa 0,12 % des BIP. Auch der „Unterhaltsgarantie-Fonds zur Vermeidung von Frauen- und Kinderarmut“ mit projektierten Kosten von 35 Mio. € jährlich ist sistiert. All das kann keinen substanziellen Beitrag zur Budgetkonsolidierung leisten. Darum aber geht es hier gar nicht. Vielmehr darum, Bereitschaft zu einem harsch Sozialdisziplinierung symbolisierenden Maßnahmenbündel zu signalisieren.

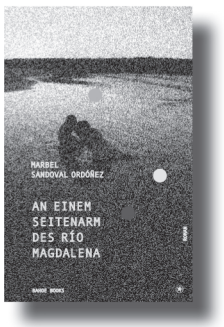
von woanders her. Nämlich von den noch sozial inkludierten Mittelschichten, deren schrittweise Erosion die „hidden agenda“ jener ständig die gesellschaftliche Mitte beschwörenden Politdarsteller:innen ist. Verkörpern mittlere/obere Mittelschichten und deren Milieus jedenfalls im Auge rechtspopulistisch-rechtsextremer Strategen doch das letzte noch nicht demolierte Bollwerk gegen die Verdopplung der sozial refeudalisierten Klassengesellschaft in einen Wettbewerbsstaat. Denn dort, im 7. bis 9. Dezil, sitzt das grün-liberal gewendete, sich noch immer als Teil des Demos als Souverän verstehende Milieu der Performer, Postmaterialisten und Expeditiven, das sich vom christlich-asozialen Regime (Sonntagsfrage: 20 % ÖVP) ab-, aber (noch) nicht dem krähenden Volkskanzler (Sonntagsfrage: 36 % FPÖ) zugewendet hat. Eben die sollen unter Druck gesetzt werden, damit auch sie das Radfahren (nach unten treten) lernen. Auf dass sich der Volkskonsens durchsetzt, dass die Trittbrettfahrer:innen (Arme, Arbeitslose, Beeinträchtigte) auf „unsere Kosten“ leben. Während also der politmediale Raum mit Missbrauchs-Phrasen und Sündenbock-Projektionen vollgestellt ist, greift man Geld im Schlagschatten dieser Propaganda mittels Massensteuern (Mehrwert- und Mineralölsteuer), der Abschaffung der kalten Progression sowie des Familienbonus Plus, des Einschleifens von Familienbeihilfen, Preiserhöhungen für Mobilität (Klimaticket) und staatliche Dienstleistungen ab. Im Ergebnis soll das Bild erzeugt werden, dass die Einkommens- und Wohlstandsverluste der Mittelschichten von den Unterschichten verursacht werden. Derweil schlürfen „die da oben“ (im gesellschaftlichen Dachgeschoß) ihren Daiquiri am Sonnendeck, sichern die Profiteure öffentlicher Subventionen (Landwirtschaft, tourismusindustrieller Komplex, Unternehmen) ihre Pfründe. Cut. Rewind not possible.



Hasan Kikić
Die Provinz im Hinterland
Roman | 200 Seiten
Hardcover | 22,00 €



Dimmel | Öllerer (Hg.)
Alfred J. Noll. Eine Würdigung
480 Seiten
HC im Schuber | 49,00 €



Marbel Sandoval Ordóñez
An einem Seitenarm des Río Magdalena
Roman | 180 Seiten
Hardcover | 22,00 €

bahoe books
Literatur | Sachbuch | Comics



Franz Schandl

Hymne. Kanon. Ohrwurm.

Notizen zur Sozialkritik

+ Unser aller Not mitzumachen, führt dazu, das Mitgemachte nicht als Not zu begreifen, sondern als Rahmen zu akzeptieren. Das Akzeptierte wird zum Akzeptablen. Damit wird jede Perspektive in der alltäglichen Praxis erstickt. Das Dilemma dürfte bekannt sein, bekannter als jede Lösung. Inzwischen wird die Frage freilich gänzlich verdrängt. Die Devise lautet „Mehr von dem!“ oder „Weniger von dem“, nicht „Weg von dem!“ oder gar „Weg mit dem!“ Der altbekannte Klassenkampf, wie auch alle modernen und postmodernen Gleichstellungskämpfe, zielen darauf ab. Stets geht es um die Korrektur von realen wie vermeintlichen Defiziten, in der Sozialpolitik geht es um gerechte Löhne und faire Preise. Mehr haben, weniger zahlen. Wir alle sind darauf trainiert. Wir alle singen denselben Schlager, er ist Hymne, Kanon, Ohrwurm.
Anstatt *gut* zu handeln und behandelt zu werden, wollen wir *gerecht* behandelt werden und handeln. Was ist schon Güte gegen Proportion? Zwang, Kontrolle und Berechnung sind ehern. Geschäftsfähig und geschäftstüchtig gilt es zu sein. Es ist kein Spiel. Der Vertrag ist die domestizierte Form des Kampfes. Der Kampf ist deswegen nicht sistiert, er hat nur an Offensichtlichkeit verloren. Auskommen und Zukommen sind eindeutig an Markt und Geschäft gebunden. Bedürfnis und Sorge sind sekundär. Nicht bloß der Neoliberalismus will die öffentliche Obsorge minimieren wenn nicht eliminieren. Die budgetären Zwänge, die Gebote des Standorts, die Militarisierung der Gesellschaft spielen hier ebenfalls ihre üble Rolle. Der erzwungene Boom der Privatversicherungen weist in diese Richtung. Wer nicht privat für sich vorgesorgt hat, soll zukünftig schauen, wo er bleibt.

+ Wenn heute von *der* Wirtschaft gesprochen wird, dann sind Unternehmen gemeint, ihre operativen Akteure, ihre Profite, ihr Auftreten am Markt, ihr Handeln, ihre Reklame. Nicht jedoch ist die Rede von der Lohnarbeit und den sogenannten unselbständig Erwerbstätigen. Die Differenz zwischen den *Selbständigen* und den *Unselbständigen* ist elementar. Man muss sich diese Wörter auf der Zunge zergehen lassen. Erstere gelten als autonom und unabhängig, Letztere als abhängig und subordiniert. Sie gehören zwar dazu, aber sie werden mit dem Begriff der Wirtschaft nicht assoziiert. Sie verschwinden in ihm. Selbst Arbeit geben der offiziellen Terminologie entsprechend die Arbeitgeber. Man glaubt es kaum, aber es ist allenthalben zu lesen und zu hören. Permanent. Die grandiose Logik besagt, dass sogenannte Arbeitgeber den Arbeitern Arbeit geben, die diese als sogenannte Arbeitnehmer dann dummerweise aber erst erledigen müssen. Welch Schmarren! Auch die gesellschaftliche Linke apportiert schon seit Jahrzehnten diesen Jargon sprachlicher Un- und Unterordnung.

+ Vergessen wir nicht, der Sozialstaat war stets eine Notlösung. Anstatt von der Not zu erlösen, hat er sie bearbeitet und verwaltet. Vergessen wir auch nicht, dass sein Medium immer Geld gewesen ist. Wenn es sich nun finanziell nicht mehr ausgeht, ist der Sparstift unvermeidbar und angesagt. Ritualisiertes Opfern steht auf der Tagesordnung, es fragt sich nicht, ob, sondern nur wer wie viel. Das Programm ist primitiv wie wirksam: Pensionsantrittsalter hinauf, Lohnnebenkosten runter, Mindestsicherung kürzen, Arbeitslose drangsalieren, Ausländer raus aus den Sozialleistungen. Mehr und härter arbeiten sollen wir sowieso. Das Gerede, dass alle Opfer bringen müssen, kann aber nur bedeuten, dass die *Opferung* eine objektive notwendige Form darstellt. So ist es. Diskutiert wird daher, wo reingeschnitten werden soll, wer was zu opfern hat bzw. wer überhaupt geopfert werden soll. Warum fragt niemand? Der Kannibalismus der Konkurrenz ist sakrosankt.

Doch aufgepasst: Wenn es sich finanziell nicht ausgeht, heißt das ja nicht, dass es sich materiell nicht mehr ausginge. Das Gerede von enger zu schnürenden Gürteln ist bei der wachsenden Produktivität ein Irrwitz sondergleichen. Angesagt wäre eine fundamentale Sozialkritik, die den ganzen defensiven Krempel hinter sich lässt und das Leben wirklich unter dem Vorzeichen eines Wunschkonzerts debattiert. Aber das hieße, die Abschaffung von Geld und Opfer ins Auge zu fassen. – Sowieso!

Barbara Eder

Das Elend der Soziologie

Im Dezember 1932 entdeckte ein Forschungsteam um die Sozialpsychologin Marie Jahoda im niederösterreichischen Marienthal die Erwerbslosigkeit. Die Befunde wirken in der Gegenwart nach.

Es gibt Wörter, deren Wirkung sich nicht darin erschöpft, ausgesprochen zu werden. Sie stiften Wahrheiten und modellieren Wirklichkeiten. Das Wort „Arbeitslosigkeit" – mitsamt des Sonderfalls der sogenannten „Langzeitarbeitslosigkeit" – war für die österreichische Sozialdemokratie der 1930er Jahre eines davon. Besonders letztere suggeriert einen Zustand, der länger andauert, als eine auf Arbeit, Wachstum und vermeintliche Produktivität ausgerichtete Gesellschaft es erlaubt – und stellt somit einen Verstoß gegen die Norm der Erwerbsarbeit dar. Eine solide Datenlage war dazumal noch nicht vorhanden, das Forschungsfeld ein weitgehend neues. Der im Entstehen begriffenen österreichischen Sozialwissenschaft, welche sich als Sozialpsychologie dem quantitativen Studium von Massenerscheinungen verschrieben hatte, kam nunmehr die Aufgabe zu, den thematisch einschlägigen Vorstellungshorizont mit empirischen Befunden zu füllen.

Bereits im Herbst 1931 begannen die Vorarbeiten für die im März 1933 publizierte Pionierstudie „Die Arbeitslosen von Marienthal", finanziert von der Wiener Arbeiterkammer und dem Rockefeller-Fonds mit Sitz in New York. Das Forschungsteam um Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel sollte sich „ein Bild von der psychologischen Situation eines arbeitslosen Ortes" (Jehoda im Vorwort) machen und damit das Elend an der Wurzel packen. Unter Lazarsfelds Leitung dokumentierten die Forschenden rund eineinhalb Jahre lang die Folgen einer Fabrikschließung im niederösterreichischen Industrieort Marienthal. Die dortige Flachs- und Jutespinnerei beschäftigte bis 1930 etwa 1.300 Arbeiterinnen und Arbeiter. Als nahezu einziges Unternehmen in der Umgebung hatte sie das Leben der Bewohnerinnen und Bewohner bestimmt.

Die im Dezember 1932 einsetzenden empirischen Erhebungen erfolgten unter voraussetzungsvollen Annahmen. Die Ambition, die Auswirkungen von Erwerbslosigkeit mittels Längsschnittdaten zu erfassen, war durchweg politisch motiviert: Am Vorabend des Faschismus fürchtete die Sozialdemokratische Partei nicht nur um ihre Pfründe; nennenswerte Vertreter derselben gingen vom Überlaufen weiter Teile ihrer Wählerklientel ins gegnerische Lager aus, wenn die Erwerbslosigkeit zunehmen würde. Das Vorgehen der Wissenschaftler, die bis Mitte Mai 1932 in Marienthal forschten, ist von Beginn an durch diese Hypothese motiviert. Im Vorfeld steht das Ergebnis der Studie in ihren Grundzügen bereits fest, in der historischen Rückschau konzediert Paul Lazarsfeld selbigem sogar Geschichtsmächtigkeit – in dem Sinn, dass „die apathisierende Wirkung der totalen Arbeitslosigkeit (…) die Führerideologie des heraufziehenden Nationalsozialismus so erfolgreich" gemacht habe. Damit legt er nahe, dass es ein „Drittes Reich" in einem Land mit Vollbeschäftigung nie gegeben hätte.

Wo durch Erwerbslosigkeit hervorgerufene Apathie als Ursache für die gesellschaftliche Faschisierung herhalten sollte, musste gezielt nach ihr gesucht werden. Demnach erscheinen die im Rahmen der Marienthal-Studie beforschten Subjekte auch nicht als Opfer konjunktureller Schwächen im Gefolge der Weltwirtschaftskrise von 1929; statt

dessen stellen die Forschenden sie als mangelhafte Persönlichkeiten mit erheblichen Defiziten dar, was sich unter anderem in Haushaltsführung und abgenutztem Inventar manifestiere. Zur Erforschung ihrer Verhaltensgewohnheiten errichteten Paul Lazarsfeld und seine Kollegen einen kompletten Themenpark von vermeintlichen Fürsorgeeinrichtungen, die Gelegenheiten für weitere Zufallsbeobachtungen schufen; bereits um 1900 hatte Ferdinand Tönnies von der Errichtung derartiger „soziologischer Observatorien" geträumt.

Die Aufgabe der Forschenden vor Ort bestand nunmehr darin, sich „in das Gesamtleben natürlich einzufügen"; die zur Feststellung bedeutsamer Abweichungen implizit erstellten Normvorlagen könnten aus dem bürgerlichen Tugendkatalog stammen und sind dennoch nicht identisch mit diesen. Eine „Haushaltungsstatistik", deretwegen ein Funktionär der Arbeiterkammer eigens nach Marienthal gereist war, konnte aufgrund technischer Schwierigkeiten nur in Einzelfällen vorgenommen werden. Was Lebensform, Zeitorganisation und politische Aktivität angelangt, orientieren sich die Annahmen weitgehend am Niveau bürgerlicher Öffentlichkeit.

Paul Lazarsfeld, seit 1947 Inhaber einer Professur für empirische Sozialforschung an der Columbia University, lässt in seinem „Vorspruch" zur erweiterten Auflage der Studie durchschimmern, dass Charlotte Bühlers „entwicklungspsychologisches System" nicht ohne Einfluss auf die Forschungsergebnisse geblieben war. Bühler, die ab 1929 die „Kinderbeobachtungsstation" am Psychologischen Institut leitete, erhielt ihr Forschungsbudget aus demselben Fonds wie die Autoren der Marienthal-Studie. Aus der intensiven Beobachtung zwischenmenschlicher Beziehungen unter Kleinkindern glaubte sie darauf schließen zu können, dass sich auch im Erwachsenenalter „Kategorien der Zielsetzung wie Leistungswillen, Expansion, Selbsterfüllung" als allgemein menschliche Handlungsorientierungen abzeichnen würden; umso erstaunlicher mag es den Studienautoren erschienen sein, dass im niederösterreichischen Marienthal der 1930er Jahre gänzliche andere Orientierungen und Umgangsformen vorzufinden waren.

Charlotte Bühlers Ansätze waren für das Forschungsteam um Paul Larzarsfeld auch abseits der monetären Zuwendungen aus dem von ihr und Karl Bühler verwalteten Fonds von Interesse. Mit ihrem Forschungsdesign setzten sie neben Techniken der numerischen Erfassung auch auf eine neuartige Einfühlungsästhetik. Exaktes Zahlenmaterial sollte mit empathischen Qualitäten verbunden werden. Lazarsfeld beschreibt diesen Ansatz nicht ohne Euphorie: „Wir konnten uns nicht damit begnügen, Verhaltenseinheiten einfach zu ‚zählen'; unser Ehrgeiz war es, komplexe Erlebnisweisen empirisch zu erfassen. Der oft behauptete Widerspruch zwischen ‚Statistik' und phänomenologischer Reichhaltigkeit war sozusagen vom Anbeginn unserer Arbeiten ‚aufgehoben', weil gerade die Synthese der beiden Ansatzpunkte uns als die eigentliche Aufgabe erschien."

Sich in den anderen „einzufühlen", wurde Teil der soziographischen Methode. Mit den Projektionen der Forschenden selbst blieb dieser Anspruch aufs engste verwoben. Zu Wort kamen die Objekte ihres Interesses dann, wenn ihre Aussagen bereits bestehende Hypothesen untermauerten; unmittelbar in Erscheinung treten durften sie nur, wenn sie sich den Instruktionen der Forschenden fügten. Das Ausfüllen von Zeiterfassungsbögen, die den Charakter von ToDo-Listen aufweisen, zählte ebenso dazu wie die Zurverfügungstellung subjektiver Zeugnisse, die objektive Daten kontrastieren sollten – hier die Tagebucheintragungen und Briefe, dort Essverzeichnisse, Listen aus dem Konsumverein und den Gemeindeämtern. Demnach sei das „Erlebnis der Arbeitslosigkeit" aus „den Mitteilungen der Arbeitslosen selbst" hervorgetreten. Zu dieser Schlussfolgerung kommt Paul Lazarsfeld jedenfalls in seiner Einleitung.

Normierendes Zeitregime

Mittels Finanzierung von Studien zu Arbeitszufriedenheit, Massenkultur, Kommunikation und Verhaltenssteuerung unterstützte die Rockefeller Foundation nicht nur die Arbeit der Frankfurter Schule im US-Exil, sondern auch Lazarsfelds österreichisches Pionierprojekt. Demnach erstaunt es nicht, dass dessen Forschungsteam das aus dem Takt geratene Alltagsleben in Marienthal einem normierenden Zeitregime unterwirft. In fremden Haushalten führten die Forschenden temporale Vermessungen durch, besonders den vermeintlichen Zeitwohlstand der erwerbsarbeitslosen Frauen galt es zu geißeln. „Man sieht: nicht einmal die wenigen Termine, die es noch gibt, werden genau eingehalten. Denn Pünktlichkeit hat jeden Sinn verloren, wenn nichts auf der Welt mehr unbedingt geschehen muss", heißt es im Anschluss an erste Erhebungen auf privatem Grund.

Im Rahmen ihrer Forschungsagenden greift die Psychologin Marie Jahoda immer wieder auf ein Messinstrument zurück, das zum Sinnbild eines nach fordistischen Gesichtspunkten organisierten Fabrikregimes wurde. Das von Henry Ford eingeführte Arbeits- und Produktionsmodell, welches durch Fließbandarbeit, Standardisierung und Massenproduktion geprägt ist, setzte auf die gezielte Taktung der Zeit. Egal ob am Handgelenk oder der Kirchturmspitze – unter kapitalistischen Verhältnissen ticken die Zeiger der Uhren im Dienst von Kontrolle und Rationalisierung; als Schlaguhren ab dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts in europäischen Metropolen verbreitet, definierten sie auch die Basiseinheit des kapitalistischen Arbeitstages im niederösterreichischen Marienthal.

1907 in eine bürgerliche jüdische Familie in Wien hineingeboren, konnte Marie Jahoda über ihre Zeit souverän verfügen. Sie wuchs auf in einem Milieu, in dem man sich politische Debatte und intellektuelle Neugier leisten konnte – im Freundeskreis diskutierte man die Ideen von Karl Kraus, Ernst Mach und dem Utopisten Popper-Lynkeus. Nach ihrer Heirat mit dem aufstrebenden Sozialforscher Paul Lazarsfeld lebte Marie Jahoda im Karl-Marx-Hof, einem Prestigeprojekt des kommunalen Wohnbaus der sozialdemokratischen Stadtregierung. Zum Studium der Psychologie an der Universität Wien, das auf den Besuch einer Privatschule folgte, war es von dort aus kein weiter Weg. Einem Selbstzeugnis zufolge wurde Jahoda „in gediegenem Komfort der Mittelklasse“ groß. Dazu zählte zwar kein Eisschrank, dafür aber „vier Treuhandvermögen“ für ihr Studium und das ihrer drei Geschwister sowie zwei Haushaltsgehilfinnen, die ihrer Mutter bei reproduktiven Arbeiten assistierten. Im autobiografischen Fragment „Rekonstruktionen meiner Leben“ beschreibt Marie Jahoda die Tätigkeit von Betty Jahoda wie folgt: „Sie ging einkaufen und kochte selbst, traf alle Entscheidungen im Haushalt und organisierte die jährlichen zweimonatigen Sommerferien – ein regelrechter Exodus in gemietete Häuser, in denen uns mein Vater an den Wochenenden und während seines eigenen einwöchigen Urlaubs besuchte.“

Marie Jahoda, die mit „Die Arbeitslosen von Marienthal“ in die Geschichte der österreichischen Sozialforschung einging, war während ihrer Schulzeit Vorsitzende des sozialistischen Mittelschülerverbands und vernetzt im intellektuellen Umfeld des Austromarxismus: Sie glaubte an den Sieg des demokratischen Sozialismus, lobte das Wohnbauprogramm des „Roten Wien“ und stand schon allein aus diesem Grund dem Marxismus skeptisch gegenüber. Die Begegnung mit Otto Bauer vergrößerte diese Kluft – und Jahoda sah sich infolgedessen „kuriert (…) von allen kommunistischen Neigungen“.

Im Frühjahr 1932 vermisst sie in Marienthal den Arbeitsalltag erwerbsloser Frauen – vom Ankleiden, Einheizen, Geschirr abwaschen, Einkaufen gehen und Kochen bis hin zum Stopfen und Nähen. Tätigkeiten dieser Art hätten diese bislang nach Beendigung des Arbeitstags in der Fabrik in einem Bruchteil der Zeit erledigt. Anhand von Plänen, die den Zeitraum von sechs Uhr früh bis kurz vor Mitternacht erfassen, geißelt Johoda den Verlust von Arbeitsproduktivität. Schließlich ist auch sie davon überzeugt, dass mit einsetzender Erwerbslosigkeit ein circulus vitiosus beginne: „So schälte sich zum Schluss unsere Formel von der Reduktion des Anspruchs- und Aktivitätsbereichs, vom Zeitzerfall und vom Hinabgleiten entlang der von uns dargestellten Haltungsreihe heraus.“

Stufenmodell

Auf Verlust und Verzweiflung folgen Resignation und Apathie – das von sozialwissenschaftlicher Seite konstatierte Absturzprogramm folgt einem klaren Stufenmodell. Selbst aus Ungebrochenen sollen Teilnahmslose werden, obgleich, wie Lazarsfeld zugeben muss, „alle Beziehungen zur ‚Widerstandskraft‘ zum Einkommen, zur früheren Lebensgeschichte usw.“ gar nicht erst hinreichend erhoben werden konnten. Die späteren Emigranten Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel haben dieses Bild mit den modernsten Mitteln der Sozialforschung modelliert – und damit selbstredend mehr als einen Auszug aus den „nackten Ziffern der offiziellen Statistik und den allen Zufällen ausgesetzten Eindrücken der sozialen Reportage“ geschaffen.

Die Akteurinnen und Akteure aus Marienthal treten den Sozialforschern aus Wien nicht als soziale Wesen ohne Verdienst gegenüber, sondern als stille und unbewegte Figuren. Sie werden beschrieben, befragt und vermessen – und doch steht das Urteil über sie schon im Vorfeld fest. Den Studienautoren zufolge sei jede Beschäftigung der Erwerbslosigkeit vorzuziehen, selbst wenn sie gefährlich, entwürdigend oder sinnentleert ist. Ihre Gegenüber bewegen sich in schleppendem Gang, kaum mehr als Schemen ihrer selbst, durch die Seiten ihrer Untersuchung. Sie äußern keine Ansprüche, leisten keinen Widerstand und können

sich kaum artikulieren. Es bedarf der Stimme der Forschenden, um ihr Schweigen zu deuten – und diese kommt stets zum selben Schluss: An nichts ermangele es ihnen so sehr wie an Erwerbsarbeit, so erdrückend diese auch sein mag. Für unerwartete Ergebnisse – so etwa den verbesserten Gesundheitszustand von Kindern erwerbsloser Eltern unter sechs Jahren – fehlt es dem Forscherteam an wissenschaftlichen Erklärungsansätzen.

Die Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal" zog ein administratives Feingeflecht nach sich, welche im gegenwärtigen Regime der Erwerbslosenverwaltung nur noch perfektioniert wurde. Entlang eines Rasters der Arbeitsmarktnähe werden Menschen umfassend vermessen, ihre Kategorisierung basiert auf einem Assessment. Der Begriff „ganzheitlich" meint auch hier vor allem eines: total. Lebenssituation, Biografie, sozialen Beziehungen, gesundheitlichen Voraussetzungen und psychischen Dispositionen des jeweiligen „Falles" sind für dessen Beurteilung gleichermaßen relevant. Ein Mensch, der nichts verdient, wird in Daten zerlegt, seine Lebenswelt in Schemata überführt und seine Persönlichkeit in eine Terminologie der Handlungshemmnisse übersetzt.

Klassifikationen dieser Art erfolgen – wie einst in Marienthal – einer doppelten Logik: Einerseits sollen Defizite identifiziert, andererseits Ressourcen mobilisiert werden, um ein Subjekt im Sinne des Arbeitsmarkts zu formen. Doch auch hier zeigt sich eine fundamentale Asymmetrie: Das, was erfasst wird, bestimmen Forschende oder Fallmanager. Ihr Urteil entscheidet darüber, ob jemand „integrierbar", „förderfähig" oder „ferner vom Arbeitsmarkt" ist. Entlang dieser Logik wird jede Abweichung zu einer von der Norm – und damit zur Legitimation für staatliche Interventionen. Wer sich nicht vermitteln lässt, gilt nicht länger als Opfer struktureller Ausschlüsse, sondern als Mangelwesen; die gesellschaftliche Ursachenanalyse weicht der individuellen Verantwortungszuweisung.

Eine Ökonomie, die bei Marx stets auch eine der „Ersparung" ist, hat in diesem Kontext ebenso wenig Platz wie die Idee der Befreiung von Erwerbsarbeit, die in Marienthal geringe Löhne, monotone Tätigkeiten, fehlenden Arbeitsschutz und Schichten von zehn bis zwölf Stunden nach sich zog. Frauen, die sich aus ähnlichen Belastungssituationen zurückgezogen haben, listet eine im Auftrag der Arbeiterkammer Wien durchgeführte Studie weiterhin als „stille Reserve" – und damit als Gruppe, die es für den sogenannten Arbeitsmarkt zu erschließen gilt. Die in diesem Rahmen durchgeführten qualitativen Interviews offenbaren Erfahrungen von Diskriminierung, Gewalt, Überforderung und Perspektivlosigkeit; den vorübergehenden Rückzug aus einer Kampfzone interpretieren die Interviewten jedoch als temporären Schutz vor einer feindlichen Arbeitswelt – und damit als individuellen Akt der Selbstsorge.

Innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie und der ihr nahe stehenden Forschungsinstitute bleibt die Haltung gegenüber dem, was Jahoda, Zeisel und Lazarsfeld eine „tragische Chance" nannten, weitgehend unhinterfragt. Ihre Vertreter setzen auf Vollzeitbeschäftigung. Die Streichung der Zuverdienstgrenze während des Bezugs von Arbeitslosengeld und Notstandshilfe ist nur ihr jüngster Clou. Das Elend der österreichischen Soziologie ist somit nicht nur eines von Empirie und Mittelbarkeit, sondern auch das der Sozialdemokratie.

DATASPACE https://ildb.nadir.org/
KRITIK DER LINKEN
www.archive.org INFOLADEN DATENBANK

Karl A. Immervoll

Vom Amt zum Markt

Reflexionen aus der gesellschaftlichen Praxis

Es war das Jahr 1982, als ich zum ersten Mal die Pforte der Hohenstaufengasse 2 durchschritt. Freunde hatten mich mitgenommen. Unzählige Male habe ich bis zuletzt dieses Haus betreten. Doch die damalige Situation ist heute unvorstellbar.

Ich halte mal für einen Augenblick inne: War früher alles besser? Ich bin mir der Versuchung bewusst. Allerdings, kann der Vergleich objektiviert werden, im Sinne von Wahrheit, etwa mit Zahlen und Fakten, belegt durch Quellen? Das ist nicht mein Zugang. Es sind die Menschen, die mir begegnen, mit all ihren Geschichten, damals wie heute, mit denen ich von Angesicht zu Angesicht all die Jahre zu tun hatte und auf die ich noch immer mit Interesse zugehe. Mit manchen war es nur eine kurze Begegnung, mit anderen habe ich Projekte entwickelt. Letztere waren niemals mein Vorhaben, sie waren eine Frucht des miteinander Gehens. Die Frage nach den individuellen Fähigkeiten führte uns mitunter zu ganz neuen Ideen und Möglichkeiten. Ich bediente mich also jenes personenzentrierten Ansatzes, den ich in der heutigen Arbeitsmarktpolitik so sehr vermisse.

Meine Sicht ist also eine durchaus subjektive, eine von unten, eine von „draußen". In einer späteren Begegnung mit einem Landesgeschäftsführer sagte mir dieser: „Meine Aufgabe ist, das mir zur Verfügung stehende Geld möglichst sinnvoll einzusetzen. Die Personen, von denen du sprichst, sind statistisch nicht relevant." Darauf erwiderte ich ihm, dass ich nicht einer mir gegenübersitzenden Frau in das Gesicht schauen kann und ihr sagen: „Du bist statistisch nicht relevant." Von da weg war unsere Gesprächsbasis eine andere. Ich nehme Jürgen Habermas als Zeuge: Nach ihm resultiert die Wahrheit einer Aussage nicht daraus, dass Aussagen mit einer voraus liegenden Sache übereinstimmen. „Wahr" ist vielmehr eine Aussage über Phänomene, die Menschen in ihrer Lebenswelt erfahren haben. Meine Belege der Erinnerung sind also Menschen, vorwiegend im Waldviertel, Menschen denen ich in meinem Arbeitsleben begegnet bin, in großer Zahl Frauen und Männer ohne Erwerbsarbeit, also jene, von denen ich oft gehört habe: „Wenn du arbeitslos bist, dann bist du draußen!"
Also: Die Geschichte von 1982 begann mit der Rede eines Bürgermeisters. Er beklagte lange und ausführlich die Schließung von Fabriken. Große Industriebetriebe gingen damals in Konkurs, die Arbeitslosigkeit stieg rapide an, die Zahl der Lehrstellen ging massiv zurück. Neben mir saß der Redakteur einer Lokalzeitung. Er meinte, sich an mich wendend, ob es nicht möglich wäre eine Art Lehrwerkstätte zu initiieren. Das Einflüstern des Redakteurs hatte bei mir nachhaltige Wirkung. Nach einem Gespräch über die Idee mit ein paar Leuten packten mich diese in ein Auto und wir fuhren nach Wien – eben in besagte Hohenstaufengasse 2. Der stellvertretende Leiter des Landesarbeitsamtes, so hieß die Behörde damals, hörte sich die noch sehr vagen Gedanken geduldig an, gab Tipps und entließ uns mit den freundschaftlichen Worten: „Wenn ihr in der Entwicklung konkreter seid, dann meldet euch wieder."

Es gab damals einen Sozialminister. Natürlich hatten wir auch nachher und haben bis heute Sozialminister:innen. Doch dieser Mann, Alfred Dallinger, war anders. Er hatte Visionen, die er laut aussprach, für die er mitunter heftig kritisiert wurde, doch damit trug er den Disput in die Öffentlichkeit: Themen wie Wertschöpfungsabgabe, weil er erkannte, dass es nicht sein kann, dass vor-

wiegend nur die Arbeit belastet wird. Aber auch über die 35-Stundenwoche, also massive Arbeitszeitverkürzung, oder über Grundeinkommen diskutierten wir mit ihm! Im Waldviertel gingen damals große Betriebe zugrunde. Langjährige Mitarbeiter:innen waren mit einem Male ohne Erwerbsarbeit, ein Großteil von ihnen über 50 Jahre alt. Viele Haushalte waren betroffen, was sich bis dahin niemand vorstellen konnte, traf Personen, die ihr ganzes Erwerbsleben fleißig gearbeitet hatten. Wir luden ihn ein und er kam wirklich. Im Gasthaus versammelten wir die ehemalige Belegschaft einer betroffenen Firma. Dallinger hörte vor allem zu, hörte von Verzweiflung und Ängsten, von Demütigung und Verlorenheit. Das wiederholten wir ein paar Stunden später in einer anderen Stadt: Ein Wirtshaussaal voll mit Frauen und Männern. Die nun arbeitslosen Firmenangehörigen erzählten auch hier, wie es ihnen erging. Der Minister nahm sich Zeit, sein Verhalten war ähnlich wie beim ersten Treffen. Wochen später kam der Erlass, dass es für den betroffenen Bezirk eine Sonderregelung gibt: bis zu 48 Monate Arbeitslosengeld. Damals gab es auch noch ein Jahr vor Pensionsantritt die sogenannte Sonderunterstützung. Also im Extremfall konnten Betroffene bis zu fünf Jahren ohne Bewerbungspflicht einen Bezug erhalten. Das nahm Druck aus der Situation, nicht nur für die Betroffenen, sondern ganz allgemein. Junge, die einen Arbeitsplatz wollten, mussten nicht gegen die Alten konkurrieren.

Der Besuch im Waldviertel hatte noch eine andere Konsequenz. Für das Waldviertel wurde ein Bundesbeauftragter geschaffen, der Bindeglied zwischen Region und Regierungsstellen sein sollte. Das Land Niederösterreich ließ das nicht lange so gelten, bald gab es auch einen Landesbeauftragten. Das waren natürlich großkoalitionäre Spiele, allerdings waren die beiden Männer Persönlichkeiten, die das Anliegen der Region vor die Interessen der Parteien stellten und gut zusammenarbeiteten.

Wir versuchten damals mit Belegschaften von Betrieben, die schließen mussten, diese in anderer Form weiterzuführen. Da waren Fachkräfte mit wertvollen Kenntnissen und mitunter ein erfolgversprechendes Produkt. Es war die Geburtsstunde der Selbstverwaltung im Waldviertel. In den 80ern entstanden so vier Betriebe. Zwei davon gibt es nach wie vor, wenn auch nicht in Selbstverwaltung – einer davon ist mein 1982 angedachtes Lehrlingsprojekt. In einem Fall wurde das Produkt und die Fertigungstechnik an eine gemeinnützige Einrichtung weitergegeben, wo nach wie vor produziert wird, nur ein einziger musste nach einigen Jahren wieder schließen. Dallinger sage damals: „Wenn von zehn Versuchen nur einer gelingt, wäre der Eine nicht entstanden." Diese experimentelle Arbeitsmarktpolitik ging leider plötzlich zu Ende. Alfred Dallinger kam bei einem Flugzeugabsturz im Februar 1989 ums Leben.

Offene Türen

Es gab in diesen Jahren kaum Förderrichtlinien. Für Regionalförderung waren Bund und Länder zuständig. Unter Minister Dallinger wurden auch Beratungsinstitutionen geschaffen, die entstehende Projekte und Initiativen begleitet haben. Und im Waldviertel gab es eine Sondereinrichtung seitens der Kirche, den Grenzlandausschuss der Katholischen Aktion der Diözese St. Pölten. Dieser Kreis traf sich regelmäßig. Mit dabei waren die Mandatare des Waldviertels in Land und Bund, die beiden Waldviertelbeauftragten, die Äbte oder deren Vertreter aus den hiesigen Klöstern und viele aktive Laien. Ich war einer der Jungen, die dort – im wahrsten Sinn des Wortes – hineingesetzt wurden. Wir durften nicht nur mitreden, sondern wurden mit unseren Anliegen gehört. Und dann gab es immer wieder jemanden, der, überzeugt von vorgebrachten Konzepten, einen von uns bei einer Tür in Landes- oder Bundesregierung hineinstellte und sagte: Da gibt es jemand mit einer guten Idee, hört sie euch an und schaut, wie ihr weiterhelfen könnt. Wir argumentierten, gingen von Tür zu Tür und versuchten zu überzeugen. Und immer wieder fanden wir offene Gegenüber, die sich um Möglichkeiten kümmerten. In diesen Jahren entstanden im Waldviertel sehr viele Initiativen, eben von Selbstverwaltungsbetrieben bis zu Produktionsgenossenschaften, von kleinen Handwerksprojekten bis hin zum alternativen Bildungshaus.

Einschneidend war das Jahr 1994. Aus dem Arbeitsamt wurde das AMS, das Arbeitsmarktservice. Es wurde „professioneller"! Nun hieß es „Geschäftsstellen" und die (Erwerbs-)Arbeitssuchenden wurden zu „Kunden", die dort ein Service erhalten sollten, nämlich die Vermittlung eines Arbeitsplatzes oder einer Aus- bzw. Weiterbildung. Die Frauen, Männer und Jugendlichen wurden zu Teilnehmer:innen an einem Markt. Es grenzte an Hohn, denn da war der Kunde alles andere als König! Es verdeckte elegant die weitergeführte Praxis der Zubuchung. In der Realität änderte sich für die Menschen wenig zum Positiven. Es gab allerdings eine Zunahme von Kursmaßnahmen sehr unter-

schiedlichen Charakters. Während sich darunter durchaus gute Angebote fanden, wurden Langzeitarbeitslose zur Verbesserung der Statistik in Alibikurse gesteckt. So absolvierten Betroffene mehrmals Angebote zur Berufsorientierung. Parallel dazu wurden Richtlinien für Förderungen erstellt. Das erleichterte über geraume Zeit die Gründung von Projekten, weil die Überzeugungsarbeit gegenüber den Entscheidungsträgern wegfiel. Es war bekannt, was verlangt war und man reichte dem entsprechend ein. Allerdings wurden die Vergabekriterien in direkter Proportion zu Sparmaßnahmen immer enger, bis manche Vorhaben nicht mehr realisierbar waren. Das betraf beispielsweise die Gründung von Sozialökonomischen Betrieben, die bis heute eine wichtige Rolle in der Arbeitsmarktpolitik und darüber hinaus spielen: Sie sind wichtige Träger in der Gemeinwesenarbeit, verrichten wertvolle gesellschaftliche Tätigkeiten und tragen zu Inklusion von Menschen ohne Erwerbsarbeit bei. Sie werden derzeit so sehr gekürzt, dass eine sinnvolle Weiterarbeit kaum mehr möglich ist. Anstelle von Beschäftigung wurde beim AMS mehr auf Beratung gesetzt. Dazu kam der Unwille des AMS, sich mit kleinen Initiativen herumzuschlagen. Es gibt Ausschreibungen, bei denen diese meist den Kürzeren ziehen. Der Fokus liegt nicht mehr auf der Schaffung von Arbeitsplätzen durch den Staat, sondern auf der Befähigung der Arbeitslosen für freie Stellen qualifiziert zu werden.

Insgesamt orientierte sich die Arbeitsmarktpolitik stärker am sogenannten „Workfare"-Ansatz, der Arbeitslose durch strengere Zumutbarkeitsbestimmungen und Sanktionen schneller in den Arbeitsmarkt bringen soll. Eine Strategie in stetiger Steigerung bis heute! Die andere Konsequenz aus der Einführung der Förderrichtlinien war eine weitgehende Ausschaltung der Kreativität und eine Weiterentwicklung von Bedürfnissen von unten. Denn eine Idee für ein Projekt oder Vorhaben kann noch so genial sein, wenn es nicht in die Richtlinien fällt, dann bestehen kaum Chancen auf eine Realisierung.

Arbeitsmarktpolitik war und ist stets darauf ausgerichtet zu reparieren oder abzumildern, was in der Arbeitsgesellschaft schieflief. Dabei wird die bürgerliche Ordnung nicht infrage gestellt. Es gibt nicht die dafür notwendigen Mittel, geschweige denn, dass der Freiraum für neue Maßnahmen gegeben wird. Ein Beispiel dafür ist das in Gramatneusiedel durchgeführte Experiment der Beschäftigungsgarantie. Es wurde von Wirtschaftsseite abgelehnt, denn die „wirklichen" Arbeitgeber kommen aus der Wirtschaft! Selbst Berechnungen, dass solche Initiativen mittelfristig kostengünstiger sind, als Menschen in der Untätigkeit zu belassen, greifen nicht. Betriebe spekulieren mit dem Überangebot an Arbeitskräften, um damit die Bedingungen bestimmen zu können. Das ist nicht neu. Immer lauter wird der Schrei nach Arbeitskräften, die angeblich nicht zu bekommen sind. Wenn jemand nicht in die Arbeitsplatzanforderung passt, dann ist sie oder er ungeeignet; äußert die Person Bedenken, dann ist sie unwillig.

Heute stehen mehr als 400.000 offiziell registrierten (Erwerbs-)Arbeitssuchenden etwa 60.000 freien Arbeitsstellen gegenüber. Noch immer ist die Politik nicht davon abgegangen, festzustellen, da gibt es auf der einen Seite jene, die einen Arbeitsplatz anbieten und dann eben die anderen, die einen solchen brauchen. Dazwischen ist nicht viel. Selbst wenn alle freien Stellen besetzt werden könnten, blieben noch immer mindestens 350.000 Menschen übrig, die keinen Platz im System finden. Da kann auch die Hoffnung auf Wirtschaftswachstum nicht helfen. Wohin sollen wir wachsen? Und die Realität ist: Trotz aller redlichen Versuche, in diesem System werden viele keinen Arbeitsplatz mehr finden, die Wirtschaft – oder soll ich sagen die Gesellschaft? – hat kein Interesse an ihnen, so wie sie sind. Gar nicht gesehen werden jene Menschen, die eine stille Reserve bilden: Unfreiwillige Teilzeitkräfte, Personen mit Migrationshintergrund, Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen,

contraste
zeitung für selbstorganisation
501 43. JAHRGANG JUNI 2026 5,20 EUR



SCHWERPUNKT
Alternative
Bewegungskultur

www.contraste.org

sogenannte Unqualifizierte. Auch „problembehaftete“ Personen haben Ressourcen und Fähigkeiten und das Recht auf angemessene Weise am Arbeitsmarkt zu partizipieren. Stattdessen erleben wir eine Wirtschaft, die mehr denn je Burnout und berufsbedingte Krankheiten hervorruft und damit die davon betroffenen Menschen, die die Anforderungen an die offenen Stellen nicht mehr erfüllen können.

Modelle neuer Arbeit werden nicht in Erwägung gezogen. Arbeit gibt es genug, die Frage ist nur, wer sie bezahlt. Wenn eine Idee zur Beschäftigung kein ökonomisches Interesse erregt, kann dies gesellschaftlich noch so wertvoll sein, sie wird keine Finanzierung finden. Es gab dann wohl eine Phase mit der Empfehlung sich den eigenen Arbeitsplatz zu schaffen. Doch es grenzt an Zynismus zu sagen: Wir haben für dich keinen Arbeitsplatz, schaffe dir deinen eigenen, wenn die dafür nötige Unterstützung fehlt. Davon zeugen so manche Versuche von Gewerbeanmeldungen und baldigen Abmeldungen, die in den Amtsblättern der Bezirke zu lesen sind. Nebenwirkung: Der Versuch hat meist einiges an Schulden hinterlassen.

Fehlender Wille

Die momentane Situation ist geprägt vom Kaputtsparen des „Arbeitsmarktes“: Das betrifft die Arbeitsuchenden und die Initiativen, die sich dieser Menschen annehmen. Die derzeitigen Einsparungen sind für letztere existenzgefährdend. Dies ist nicht nur Austeritätspolitik, sondern auch Ausgrenzung von ganzen Bevölkerungsschichten, die gesellschaftlich unsichtbar gemacht werden. Erforderlich wäre frühe Prävention statt Intervention, und eine Orientierung an den einzelnen Personen, individuelle Betreuung an einem Ort mit der ganzen Zuständigkeit für die Bedürfnisse der Hilfesuchenden. Denn nachhaltige Betreuung und Beschäftigung ist in allen bisherigen Versuchen billiger als (Erwerbs-)Arbeitslosigkeit.

Wir haben in den letzten Jahren andere Wege vorgeschlagen, sind von Abteilung zu Abteilung gewandert, führten Experimente durch, legten Studien und Berechnungen vor, zuletzt sagte uns nach jahrelangen vergeblichen Verhandlungen mit Land und AMS Niederösterreich eine unserer Gesprächspartner:innen sehr ehrlich – und zumindest das rechne ich ihr an: „Es liegt nicht am Geld, es fehlt der politische Wille!“

Ich kehre an den Anfang zurück: War die Zeit damals besser? Nein, sie war anders. Entwicklung fand im Waldviertel von unten statt und wurde vom Landesarbeitsamt und der Politik nach Möglichkeiten unterstützt. Dies bedeutete Anerkennung der lokalen Kompetenz. Es gab keinerlei Zielvorgaben. Es musste Überzeugungsarbeit geleistet werden, mitunter ein langer Prozess, der begleitet war von gemeinsamen Überlegungen und Gesprächen. Wir hatten den Eindruck, ernst genommen zu werden, wurden gehört.

Letzteres stelle ich in Frage. Frauen und Männer, die gute gesellschaftliche und soziale Arbeit machen, sehen Lücken im Netz. Ich erlebe und höre davon, dass Konzepte erarbeitet und nach ersten Orientierungsgesprächen politischen Stellen vorgelegt werden. Dann folgen skeptische Fragen seitens möglicher Fördergeber und der Hinweis, dass es genauere Ausarbeitung braucht. Also werden die Papiere überarbeitet und neu vorgelegt; Arbeit, die natürlich niemand bezahlt. Das geht mitunter einige Male hin und her, um dann ein Ende damit zu finden, dass von der öffentlichen Stelle mitgeteilt wird, dass es kein Interesse gibt, dass ohnehin ähnliche Ansätze existieren – oder eben auch nicht. Das Miteinander von damals ist einem eher abwertenden Gegenüber gewichen. Es lebt der Verdacht: Mit neuen Ideen von draußen fühlen sich Mitarbeiter in AMS und Landesstellen offenbar in ihren Kompetenzen infrage gestellt oder – sie wissen es ohnehin besser. Die ideologische Ordnung darf keiner Störung unterliegen. Die Erfahrung aus jahrelanger Praxis in der Arbeit mit Betroffenen zählt nicht.

Ich fragte immer wieder nach Fähigkeiten und ermutigte solche zu entwickeln und zu leben. Diese Frage wird nicht gestellt. Denn Menschen ohne Erwerbsarbeit stehen heute im Verdacht, eh nicht willig zu sein und werden deshalb gemaßregelt bis hin zur Sperre des Bezugs. Der Markt verlangt nach Arbeitskräften und fragt nicht nach Menschen mit Bedürfnissen und Sehnsüchten. Das Wort vom „Kunden“ ist blanker Zynismus. Das AMS ist und bleibt Kontrollinstanz. Frustration ist die Folge. In den menschlichen Geschichten höre ich heute viel – demokratiegefährdende – Bitterkeit.

Karl A. Immervoll
Theologe, Schuhmacher und Musiker,
Bundesseelsorger der
Kath.Arbeitnehmer:innenbewegung

Emmerich Nyikos

Kunst und Künstlichkeit oder: die Kreativität als Phoenix aus der Asche

I.

Hegel bemerkt in seinen „Vorlesungen über die Ästhetik“, dort, wo er über die „romantische Kunstform“ spricht, lapidar: „Doch gerade auf dieser höchsten Stufe steigt nun die Kunst auch über sich selbst hinaus, indem sie das Element versöhnter Versinnlichung des Geistes verlässt und aus der Poesie der Vorstellung in die Prosa des Denkens hinübertritt.“ (G. W. F. Hegel, Ästhetik I, Aufbau, 1984, S. 94)

Hier nimmt Hegel, ohne es auch nur ahnen zu können, das faktische Obsoletwerden der Kunst als einer spezifischen sektoral abgegrenzten Tätigkeit, bedingt durch das, was unter dem Label der *Artificial Intelligence* firmiert, in gewisser Weise vorweg: Setzt man nämlich die „Prosa des Denkens“ mit der „Aktivität“ neuronaler Netze auf Silizium-Grundlage gleich – und nichts könnte prosaischer sein als die Übertragung numerischer Werte zwischen künstlichen Neuronen –, mit einer „Aktivität“, deren Resultat dann automatisch generierte Elaborate ästhetischen Charakters sind (handele es sich nun dabei um Kompositionen und deren Realisierung, um Texte, um Bilder oder um Filme), dann liegt Hegel wohl richtig, wenn er zu verstehen gibt, dass die Kunst eine Sache der Vergangenheit ist.

Und in der Tat, diese neuronalen Netze haben heute schon einen Stand der Perfektion erreicht, wo sie nicht nur die profane Produktion von Gebrauchswerten sowie die administrativen Tätigkeiten über alles bisher Dagewesene hinaus zu automatisieren erlauben, nicht nur mathematische Beweise oder sogar wissenschaftliche Entdeckungen zu liefern vermögen und nicht nur Übersetzer, Dolmetscher und Synchronsprecher überflüssig machen, sondern geradewegs auch schon dabei sind, in das explizit kreative Feld menschlicher Tätigkeit vorzudringen: in den Bereich der Generierung von Artefakten musikalischer, literarischer, ikonischer und kinematographischer Natur. Auch wenn diese Tendenz noch, zugegebenermaßen, in den Kinderschuhen steckt, so kann kein Zweifel daran bestehen, dass, wenn man das bisherige Tempo der KI-Evolution in Rechnung zu stellen bereit ist, in absehbarer Zeit die KI auch hier bravourös den Turing-Test besteht – und das umso mehr, dies sei ironisch angemerkt, als KI-Agenten über die besondere Gabe zu verfügen scheinen, *Fiktionales* herbeizuphantasieren.

Eine „Ilias“ freilich, einen „Don Quixote“, einen „Tristram Shandy“, einen „Jacques le fatalist“ oder einen „Wilhelm Meister“ wird die KI wohl nicht so leicht zusammenbekommen, aber das sind exzeptionelle Werke – Analoga dazu, so ist zu vermuten, wäre auch sonst niemand mehr zu schreiben in der Lage.

II.

Was aber hat das genau zu bedeuten? Wenn einmal, wie es scheint, dass es der Fall ist, die ästhetische Produktion von elektronischen Rechenzentren in allen ihren Aspekten übernommen werden kann, dann ist automatisch über denjenigen Bereich menschlicher Tätigkeit das Todesurteil gefällt, in dem sich die Kreativität, als conditio sine qua non, seit jeher nahezu exklusiv (sieht man von der Wissenschaft ab) konzentrierte und sich in relativer Autonomie zu realisieren vermochte, nämlich der Kunst. Oder, was nur die Konsequenz davon ist: Es bedarf dann keiner Spezialisten mehr, die sich *professionell* dem ästhetischen Hervorbringen widmen – und es wird sie dann auch nicht mehr geben. Denn nicht nur wird dieser traditionellen Form der ästhetischen Produktion dadurch

der Todesstoß versetzt, dass die Herstellungskosten dieser artifiziellen Kreationen weitaus günstiger sind als die der auf herkömmliche Weise gefertigten Produkte – das gilt zumal für den Film –, was für das Kapital, das heute die Kunstszene direkt oder indirekt kontrolliert, immer ein Impetus ist, neue Technologien einzuführen, sodass schon von daher keine Nachfrage mehr nach Spezialisten der Kunst gegeben sein wird (sieht man von Epigonen und Dilettanten ab, die dann als Exekutoren und Organisatoren der Automatisierung fungieren); wichtiger indessen noch ist, dass *die bloße Möglichkeit* der artifiziellen ästhetischen Kreation, der Generierung von Symphonien, Romanen, Gemälden oder Filmen durch die KI, die als solche KI-generierten Artefakte sich von den nicht KI-generierten nicht mehr unterscheiden lassen – und dies ganz unabhängig von den kapitalistischen Bedingungen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft – die Motivation zur ästhetischen Produktion in ihrer überkommenen Form ganz von alleine einschlafen lässt. Denn wer würde damit schon konkurrieren, wer würde sich ausschließlich und professionell einer Tätigkeit widmen wollen, die genauso gut von Maschinen ausgeführt werden kann? Und dabei spielt es dann gar keine Rolle, ob Symphonien, Romane, Gemälde oder Filme *tatsächlich* artifiziell hergestellt werden. Es genügt hier *die bloße Möglichkeit*. Das Obsoletwerden der Kunstproduktion, wie wir sie bisher kannten, nämlich als eines abgegrenzten und institutionell separierten Bereichs menschlicher Betätigung, ist so gesehen unvermeidlich.

III.

Das kreative Schaffen, das seit jeher als Markenzeichen, als *differentia specifica*, *der* menschlichen Spezies galt – und dies wohl zurecht –, wird also nicht nur tendenziell aus dem Bereich der Produktion (wo sie ohnedies nur ein Schattendasein führte) und schließlich wohl auch der Wissenschaft verbannt – oder anders gesagt: es wird dessen Funktion in Apparaturen ausgelagert, wo Kreativität zum mindesten *simuliert* werden kann –, sondern es wird nicht minder aus demjenigen Bereich menschlicher Tätigkeit verdrängt, der überhaupt mit Kreativität in ihrer nicht praktisch orientierten Fasson in eins zu fallen schien: aus dem Universum ästhetischer Produktion. Das aber bedeutet nichts anderes, als dass dasjenige Feld menschlichen Wirkens, das, historisch gesprochen, den allerwenigsten äußeren Restriktionen unterworfen war – zumindest im Vergleich zu den anderen Feldern –, in dem mithin die Freiheit der Aktivität, verstanden als Weite des Spielraums, relativ umfassend war – und damit auch der Spielraum kreativen Schaffens –, seine Pforten schließt.
Ist damit über die *Kunst* das endgültige Urteil gesprochen? Nun, hier ist zu differenzieren. Versteht man unter „Kunst" den abgehobenen Bereich menschlicher Betätigung, in dem sich die kreative Aktivität bis dato konzentriert hat – als ein sektoral abgegrenztes Feld der Produktion ästhetischer Artefakte –, dann ist es wohl so: Die Künstliche Intelligenz macht hier tabula rasa. Versteht man aber unter „Kunst" ein spezifisches Verhalten, eine Verfahrensweise, die, abstrakt gesprochen, darin besteht, überhaupt kreativ zu gestalten, dann nicht unbedingt.
Denn es gibt eine Sphäre menschlichen Seins, in dem die Künstliche Intelligenz prinzipiell nichts auszurichten vermag und in den sie partout nicht eindringen kann: das Leben selbst, verstanden als *Praxis* oder *Selbstbetätigung*. Das konkrete Leben als solches, die Gestaltung des Lebensprozesses, bietet keinerlei Handhabe, in irgendeiner Form „automatisiert" zu werden, aus dem einfachen Grund, dass es *selbst* gelebt werden muss. Die KI aber als „Lebensberatungsmaschinerie", die vorgibt, wie man sich in dieser oder jener Lage zu verhalten hat, schablonisiert notwendigerweise das Leben, das dann eben kein *authentisches* Leben mehr ist, sondern ein imitatives Gehabe. Für das authentische Leben als Selbstbetätigung indes hat die Künstliche Intelligenz keinerlei Relevanz, insofern sich hier keine Angriffsfläche bietet, um es so, wie dies in anderen Sphären offensichtlich geschieht, zu „verdrängen". – Man kann hier die „Intelligenz", die auf künstlichen neuronalen Netzen beruht, im Übrigen auch schlicht ignorieren.
Das ist also die Sphäre, in der die Kreativität als solche Zuflucht finden kann – als Refugium der Kunst, wenn man es so nennen will.

IV.

Die Kunst ins Leben zu überführen, sie dort „aufzulösen", das war übrigens schon vor langer Zeit der Traum der Avantgarde, insbesondere hat man dies propagiert in den frühen Jahren der Sowjetunion im Kontext der LEF, der „Linken Front der Künste" um W. Majakowski, S. Tretjakow, O. Brik und B. Arwatow. Boris Arwatow, der führende Theoretiker dieser Gruppierung und vehemente Vertreter der „Produktionskunst", wie er sie nennt,

formulierte dabei deren Anspruch so: Während die Künstler früher illusorische Schönheit in Bildern und Statuen schufen, das Leben abbildeten und es äußerlich verschönerten, müssen sie jetzt Schluss machen mit der Ästhetik der Kontemplation und des Wohlgefallens, die individualistisch inspirierten Träume vom Leben lassen und statt dessen an die Gestaltung des Lebens selbst, seiner materiellen Formen herangehen. Die Kunst muss von Anfang bis Ende utilitär werden, sagen die LEF-Anhänger. Reine Kunst, l'art pour l'art, Form als Selbstzweck, all das sind Produkte des desorganisierten bürgerlichen Gesellschaftssystems, das sich naturwüchsig entwickelt und deshalb unfähig ist, das konkrete Material seiner Entwicklung zu steuern und Kreativität ins Leben hineinzutragen. (B. Arvatov, Kunst und Produktion, Hanser 1972, S. 47)

Auf den Punkt gebracht wurde dies von Ilja Ehrenburg während seiner avantgardistischen Phase (die freilich nicht lange anhalten sollte): Ihr Nahziel (das Minimalprogramm [nämlich der Künstler-Konstrukteure, N.E.]) ist es, den Punkt zu finden, wo sich die Wege der Kunst und Produktion kreuzen. Also die Vereinigung der Zweckmäßigkeit mit der Utilität der Technik. Ihr Fernziel (das Maximalprogramm) ist es, den Zucker im Tee aufzulösen (und zwar löffelweise und nicht nur Stückchen abzuknabbern). Den Sonderfall der Kunst im allgemeinen Leben aufzulösen. (I. Ehrenburg, Und sie bewegt sich doch!, Reclam Leipzig 1989, S. 70)

Im Grunde ging es also um nichts weniger als darum, die Kunstproduzenten mit der Gestaltung der Produktion (nicht freilich im Sinne der *Dekoration* der Gebrauchswerteinheiten, wie es im Kunsthandwerk praktiziert worden ist, im Stile also von William Morris oder des Werkbunds, wie Arwatow immer wieder betont) und, a fortiori, des Alltags zu betrauen, sie also mit der praktischen Dimension des Lebens zu verbinden. Es darf in diesem Zusammenhang dann auch nicht verwundern, dass sich Majakowski dazu hinreißen ließ, Werbesprüche für das Kaufhaus GUM zu verfassen.

Der Haken an der Sache ist – und das springt sofort in die Augen –, dass das, was die Künstler als Produktionskünstler im Sinne der „Produktionskunst" zu tun bestimmt sein sollten, genauso gut von KI-Apparaturen gemacht werden kann. Wie man es dreht und wendet, das Ende der Kunst, wie man sie bis dato gekannt hat, ist nicht abzuwenden.

V.

„Die Kunst ins Leben überführen" kann man indessen sich auch ganz anders denken – im Sinne der „Lebenskunst" nämlich, wie sie von Bert Brecht konzipiert worden ist: als „größter aller Künste" (B. Brecht, Kleines Organon für das Theater, Suhrkamp 1964, S. 59) – wobei, und das ist wesentlich, die Ausübung dieser „Kunst", wie der Begriff schon selbst impliziert, im Grunde nicht auf eine schmale Elite von Künstlern, von ästhetischen Spezialisten, eingeengt ist und, der Natur der Sache nach, nicht darauf eingeengt werden kann.

Dafür gibt es nun allerdings keine fertigen Rezepte: Wie diese „Kunst" praktiziert werden soll, das bleibt einem jeden selbst überlassen. Essenz und Richtschnur dafür ist lediglich eine ganz simple Regel, nämlich die: sich nicht wie die Idioten zu verhalten – was immer Kreativität impliziert. Im Grunde wäre dies wohl der größte „Sprung nach vorn" seit dem Beginn der Geschichte, seitdem es den Homo sapiens sapiens gibt.

VI.

Das freilich ist, wie alles andere auch, nicht voraussetzungslos. Es bedarf einer ganz anderen Gesellschaftsordnung, deren Grundlage ironischerweise aber auch schon durch die Automatisierung mittels KI gelegt worden ist: einer Gesellschaftsform nämlich, worin der Mensch den Produktionsprozess, nicht der Produktionsprozess den Menschen bemeistert, um hier Karl Marx zu paraphrasieren. Es bedarf, kurz gesagt, einer Gesellschaft, in der die Produktionsmittel vergesellschaftet sind und der Produktionsprozess daher im Hinblick auf den *Gebrauchswert*, auf die Notwendigkeiten des Lebens (ökologische Rücksichtnahmen inklusive) im Sinne einer humanistischen Perspektive und im Rahmen einer „freien Assoziation", die sich selbst zu regieren weiß, durchgehend *planbar* und damit steuerbar ist.

Denn nur in einer Gesellschaft, deren Produktion auf der Basis der Automatisierung rational organisiert, d.h. sowohl im Hinblick auf den quantitativen Output (man denke hier nur an die Gebrauchswertmengen, die für Administration, Kommerz, Reklame, den Finanzapparat, für Ablenkung und seichtes Vergnügen und nicht zuletzt für die Rüstung sinnlos vergeudet werden, von geplanter Obsoleszenz ganz zu schweigen), als auch im Hinblick auf den Aufwand an Arbeitszeit für den verbleibenden Rest maximal reduziert ist und

in der sich somit das „Reich der Freiheit“, wie es von Marx konzipiert worden ist (vgl. K. Marx, Das Kapital III, in: MEW 25, S. 882), etablieren kann – auf der Basis des „Reichs der Notwendigkeit“, das aber selbst, infolge seiner kollektiv-assoziativen Organisiertheit, seinen entfremdeten Charakter abgelegt hat –, kann man daran denken, das Leben als *Kunst* zu betreiben, zumindest gilt das für die breite Masse. Denn nur in einem Raum, der sich als frei *von äußeren Zwängen* erweist, kann sich *kreatives* Handeln im eigentlichen Sinne entfalten. Dieser Freiraum ist die Bedingung. Oder anders gesagt: Wo es *Vorgaben* gibt, ist Kreativität der Natur der Sache nach ausgeschlossen.

In der bürgerlichen Gesellschaft indes gibt es diesen Freiraum nicht und kann es ihn nicht geben. Und dies, weil die „Freizeit“, wie wir sie heute kennen, als die Sphäre, wo das Leben scheinbar autodeterminiert vollzogen werden kann, stets durch die Arbeitszeit (in ihrer spezifischen heterodeterminierten Fasson) kontaminiert ist, selbst dann, wenn es sich um Freigesetzte handelt, die eben nur über „freigesetzte Zeit“ verfügen, die immer an die Arbeitszeit zurückgekoppelt ist, denn sie werden immer „lohnabhängig“ und daher (latente) Träger der Ware Arbeitskraft mit all ihren Zwängen bleiben, solange kapitalistische Verhältnisse herrschen. Es handelt sich eben nicht um *free time*, von der Marx in den „Theorien über den Mehrwert“ spricht: „Aber free time, disposable time, ist der Reichtum selbst – teils zum Genuss der Produkte, teils zur free activity, die nicht wie die labour durch den Zwang eines äußren Zwecks bestimmt ist ...“ (K. Marx, Theorien über den Mehrwert, in: MEW 26.3, S. 253)

Denn das weitestgehende Fehlen von Kreativität in der Arbeit, die Fremdbestimmung, die Routinisierung, Parzellierung, Simplifizierung, Schablonisierung, die Repetitivität und Sinnlosigkeit der allermeisten Tätigkeiten färbt zwangsläufig auf die Freizeit ab, als die Zeit *der Reproduktion der Arbeitskraft*. Die Gestaltung der Freizeit hat in diesem Rahmen notwendigerweise so auszufallen, dass sie mit den Anforderungen, die an die Arbeitskraft als Ware gestellt sind, nicht kollidiert, dass also diese als Effektor eines auf Routine reduzierten Arbeitsvorgangs nicht hinsichtlich dessen beeinträchtigt wird, friktionslos zu funktionieren, was eben impliziert, dass man während der Freizeit solche Verhaltensweisen immer wird bevorzugen müssen, die Realisierungsformen vorgegebener Schablonen sind. Denn das Schablonenhafte allein korrespondiert mit den Verfahrensweisen, die dem Universum der Arbeit nun einmal eigen sind. Alles andere würde die Arbeitskraft in ihrer Funktionstüchtigkeit regelrecht unterlaufen. Die Freizeit ist also notwendigerweise standardisiert, passiv konsumtiv (man denke hier nur an das Smartphone) und heterodeterminiert und kann es nur sein, wie dies schon von Herbert Marcuse angedeutet wurde (vgl. H. Marcuse, Das Individuum in der „Great Society“, in: H. Marcuse, Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft, Suhrkamp 1976, S. 175).

In einer Gesellschaft hingegen, in der es kein Privateigentum an den Produktionsmitteln, kein Oben und Unten, keine Lohnarbeit und keine sinnlosen Plackereien mehr gibt, steht das Feld der „Lebenskunst“ allen offen, unterschiedslos. Es kommt dann nur auf die Subjekte selbst an, ob sie sie praktizieren wollen. Das Privileg jedenfalls, das bis dato die Künstler im Hinblick auf genuin kreative Betätigung genossen, fällt dann offenbar fort.

VII.

Kommen wir hier noch einmal auf die Kunstproduktion im herkömmlichen Sinn und ihre KI-bedingte „Vernichtung“ zu sprechen: Wäre es denn wirklich ein so großes Drama, wenn die professionelle Kunst mir nichts, dir nichts in den Orkus verschwände? Denn was das Horazsche „aut delectare aut prodesse“ betrifft (Vergnügen und Nutzen), so bräuchte man schon jetzt keine neuen Kunstwerke mehr, insofern das, was im Lauf der Geschichte an Bildern, Musik, Literatur oder auch Filmen akkumuliert worden ist, für mehr als ein Lebensalter ausreichen dürfte. Bevor man all das konsumieren hat können, ist man schon tot.

Malen, Dichten, Komponieren, Musizieren oder auch Filmen – als eine Tätigkeit zum reinen Vergnügen, so wie man angeln geht, obwohl das im Hinblick auf die Ernährung gar nicht notwendig wäre – wird andererseits immer eine Option für die Subjekte bleiben. Denn was den *subjektiven Prozess* der kreativen Hervorbringung als solchen betrifft (und nicht das Resultat), so ist die Künstliche Intelligenz keine Konkurrenz und kann sie auch nicht sein.

Andreas Urban

Suizidale Drift und die eskalierende Krise des Kapitalismus

Realitätsverlust und selbstzerstörerische Tendenzen haben in Corona-Krise und Ukraine-Krieg ein Niveau erreicht und sich empirisch mit einer überwältigenden Wucht und in einer gesellschaftlichen Breite dargestellt, die auf einen neuen Höhe- und Kipppunkt der finalen Krise des kapitalistischen Weltsystems verweisen. Die Ereignisse der vergangenen Jahre sind daher auch nicht hinreichend ohne theoretischen Bezug auf diesen fundamentalen, stetig voranschreitenden und unumkehrbaren Krisenprozess zu begreifen. Man könnte mit Robert Kurz von einem „Amoklauf des ‚leeren' kapitalistischen Realitätsprinzips" sprechen. Leer ist dieses Realitätsprinzip, da in seinem Zentrum „die metaphysische Leere der Wertform steht: die auf sich selbst bezogene Form ohne eigenen Inhalt, die Selbstzweck-Form der Verwertungsbewegung von Geldkapital, das sich in die gleich-gültigen Dinge der Welt nur ‚entäußert', um (…) zu sich selbst zurückzukehren in einer paradoxen erweiterten Quantität von jenem ‚Nichts', von rein numerischem abstraktem Reichtum."

Die ganze Welt gilt diesem abstrakten, jedoch real wirksamen (mithin realabstrakten) Prinzip bloß als Material bzw. als Tragfläche für den bornierten Selbstzweck, aus einem Euro, Dollar, Yuan etc. zwei zu machen. In der Krise stößt dieser logisch auf Unendlichkeit angelegte Verwertungsprozess an seine Grenzen bzw. in eben dieser Grenze, im Erreichen der inneren und äußeren Schranken der Kapitalverwertung, besteht jene finale Krise, welche die Wertkritik dem Kapitalismus seit vielen Jahren attestiert. Wenn nun in der Krise der Verwertungsprozess an sein Ende kommt, wenn also „die realmetaphysische ‚Entäußerungs'-Bewegung nicht mehr gelingt", dann erscheinen die „realen physischen und sozialen Gegenstände als lästige, ja feindliche Umwelt für diese Realmetaphysik. Nicht der leere Selbstzweck des Kapitals, sondern die Welt soll verschwinden, nämlich sich endgültig in das ‚leere Prinzip' auflösen. (…) Da in der dritten industriellen Revolution die ‚Entäußerung' der Wertabstraktion in die reale Welt endgültig an ihre Grenzen stößt, wird zwangsläufig das Weltvernichtungsprogramm ebenso final abgerufen." (Robert Kurz, Weltordnungskrieg. Das Ende der Souvernitt und die Wandlungen des Imperialismus im Zeitalter der Globalisierung, Bad Honnef 2003)

Schon lange vor Corona und Ukraine-Krieg konnte die Umsetzung dieses „Weltvernichtungsprogramms" besichtigt werden, etwa an der Breite, in der unter der neoliberalen Doktrin der vergangenen Jahrzehnte ein „Sektor der sozialen Reproduktion nach dem anderen (zerstört wurde): alles soll ‚stillgelegt' werden und verschwinden, was von der Logik des universellen Realökonomismus nicht mehr erfasst werden kann". Zur Sprache kam in diesem Beitrag insbesondere die systematische Verwüstung des öffentlichen Gesundheitswesens, die im Zuge der „Pandemie" noch weiter forciert wurde. Mit der ökonomisch massiv schädlichen Lockdown-Politik und den nicht minder autodestruktiven Sanktionen gegen Russland hat sich der krisenkapitalistische Hang zur Selbstzerstörung noch erheblich gesteigert und dabei auch hinsichtlich der darin angelegten Irrationalität unübersehbar eine neue Qualität erreicht. Das „Stilllegen" gesellschaftlicher Institutionen und Sektoren ist mittlerweile übergangen in ihre offene Zerschlagung und hat sich darüber hinaus auf den gesellschaftlichen und ökonomischen Zusammenhang als Ganzen ausgedehnt.

Es ist vor diesem Hintergrund eigentlich kaum noch überraschend, dass dieser „demokratische Amok-

lauf“ nun auch auf der Ebene der militärischen Aktion Gestalt annimmt. Beeindruckend ist auch hier im Grunde nur das Ausmaß an Irrationalität und nicht zuletzt der Grad an Inkompetenz, den speziell der Westen im „Krieg gegen Putin“ an den Tag legt. Letzteres deutet dabei auf weit fortgeschrittene Zersetzungsprozesse im Inneren des gesellschaftlichen Institutionengefüges hin, das mithin nicht nur abgewirtschaftet, sondern auch in intellektueller Hinsicht und mit Blick auf die Kompetenz des an den Schalthebeln der Macht sitzenden Personals weitgehend dysfunktional geworden ist, was wiederum die Wahrscheinlichkeit für irrationale und autodestruktive Handlungen weiter erhöht.

Die Bestimmtheit und Konsequenz, mit denen die westlichen Funktionseliten und mit ihnen beträchtliche Teile der Bevölkerung auf eine immer weitere Eskalation dieses de facto bereits verlorenen Krieges drängen, ggf. auch bis hin zu einem weltvernichtenden Atomkrieg, erinnert zuweilen an die irrationale und letztlich in die Selbstvernichtung mündende Raserei der Nazis am Ende des Zweiten Weltkrieges. Auch Robert Kurz weist explizit darauf hin, dass die sich im demokratischen Westen entfaltende Vernichtungswut „durchaus verwandt (wenn auch nicht identisch) mit derjenigen der Nazis“ sei: „Wenn die Welt nicht von uns beherrschbar ist, dann soll sie zusammen mit uns untergehen.“ Auch in dieser Hinsicht beweisen manche seiner schon vor zwanzig Jahren gestellten Diagnosen heute auf eine geradezu gespenstische Weise ihre Aktualität.

Die systemische Lebensmüdigkeit, die die kapitalistische „Antizivilisation“ (Kurz) auf ihre finale Selbstzerstörung zurasen lässt, findet ihre Entsprechung auf der Ebene des Subjekts. Auch auf dieser Ebene ist eine Tendenz zur Selbstzerstörung schon lange evident: Depressionen, Burn-out, selbstverletzendes Verhalten, Essstörungen (wozu Magersucht und Bulimie ebenso zu rechnen sind wie pathologische Fettleibigkeit), Suchterkrankungen, ein inzwischen exorbitanter Psychopharmaka-Konsum (siehe etwa die sogenannte Opioidkrise in den USA), Suizid usw. usf. Dies sind wohlgemerkt die ganz alltäglichen und längst zur „Normalität“ der krisenkapitalistischen Tagesroutine gehörenden Erscheinungen. Phänomene wie Amokläufe, Selbstmordanschläge u.ä. sind lediglich Extremformen dieser verbreiteten Disposition zur Selbstvernichtung.

Es gehört dabei zu den krassen, aber notwendigen Widersprüchen postmoderner Subjektivität, dass deren selbstzerstörerische Neigungen zugleich mit einer kaum noch steigerbaren Todesangst und einer entsprechenden Verdrängung des Todes sowie der eigenen Endlichkeit Hand in Hand gehen. Insbesondere die irrationalen Reaktionen auf das Coronavirus sind zu einem gewissen Teil wohl nur durch jene Disposition zur Todesverdrängung zu erklären. Beschwichtigt wird die Todesangst durch narzisstische Unsterblichkeits- und Allmachtsphantasien, weshalb es wiederum keinen oder ebenfalls nur einen „notwendigen“ Widerspruch darstellt, dass nicht geringe Teile der Bevölkerung bewusst oder unbewusst bereit zu sein scheinen, eine Eskalation des gegenwärtigen Krieges zu einem verheerenden Dritten Weltkrieg zu riskieren, und dementsprechend immer noch mehr Waffen, Panzer, Kampfjets, Langstreckenraketen für die Ukraine und – wer weiß – vielleicht in absehbarer Zeit sogar einen offenen Kriegseintritt der NATO fordern. Den Rest erledigt ein inzwischen ebenfalls kaum noch steigerbarer Realitätsverlust, der dem Glauben an die westliche (und damit die eigene) Überlegenheit zusätzlich Nahrung gibt, sowie peinigende identitäre Bedürfnisse der postmodern vereinzelten Einzelnen, die krisenbedingt mittlerweile selbst so „leer“ und abgehoben von jeglichem Inhalt sind, dass sie offenbar sogar durch die inkonsistentesten und plumpsten Narrative eines staatlichen und medialen Propagandaapparates befriedigt zu werden vermögen. An kaum etwas anderem kann die „Null-Identität“ (Kurz) des postmodernen Krisensubjekts besser abgelesen werden, als an der Nichtigkeit und oftmals auch Unsinnigkeit der Gegenstände und Inhalte, die dieses Subjekt krampfhaft zu einer „Identität“ aufbläst (und dies aufgrund seiner eigenen Leere auch muss). Auch hier ist es letztlich die Leere, welche die Erosion der bereits per se leeren kapitalistischen Realmetaphysik hinterlässt, die die Krisensubjekte umtreibt und heute blind und geradezu mit Begeisterung in die (potentielle) Selbstvernichtung laufen lässt.

Die wertkritische Krisentheorie und insbesondere die These eines kapitalistischen „Todestriebs“ kann, wie in dieser Abhandlung gezeigt werden sollte, einiges zur Erklärung der Geschehnisse der vergangenen Jahre beitragen. Sie vermag vor allem für solche Ereignisse und Phänomene Erklärungsangebote zu liefern, die rational nicht oder schwer zu erklären sind. Denn sie geht davon aus, dass die sich darbietende Irrationalität in Corona-Krise und Ukraine-Krieg Symptom der fundamentalen Krise

einer ganzen Gesellschaftsformation ist, deren Rationalität und Binnenlogik zwar im Kern schon immer eine irrationale war (Horkheimer und Adorno sprachen nicht zufällig von einer „irrationalen Rationalität"), heute in der Epoche ihres Verfalls jedoch in offene Irrationalität übergeht. Die für die kapitalistische Moderne seit jeher charakteristische Dialektik von Rationalität und Irrationalität löst sich in der Krise quasi einseitig zur Irrationalität hin auf, wodurch schließlich „Binnenrationalität und systemische Irrationalität direkt zusammenfallen". (Kurz)

Umso schwieriger ist unter diesen Bedingungen die Ableitung einer Prognose – schon allein deshalb, weil der Krisenprozess im mittlerweile erreichten Stadium eine enorme Dynamik aufweist und dies wiederum kontingentere Verläufe und Entwicklungen möglich macht. Der Corona-Spuk ist mittlerweile ohnehin vorbei, zumal er quasi nahtlos durch den Krieg in der Ukraine abgelöst wurde und längst durch das sich dort abzeichnende Debakel überdeckt wird. Die durch das „Pandemie-Management" angerichteten Schäden bleiben dadurch bislang (noch) weitgehend unterhalb der medialen Oberfläche, wenngleich inzwischen deutlich zu sehen ist, dass sie sich immer weniger verbergen lassen (vor allem was Impfschäden oder die massiven „Kollateralschäden" der Lockdown-Politik betrifft). Den „Krieg gegen Russland" – zumindest so viel scheint zum gegenwärtigen Zeitpunkt sicher – wird die Ukraine und mit ihr der „kollektive Westen" verlieren, und das wahrscheinlich bereits in absehbarer Zeit. Die Frage ist daher, wie der Westen mit dieser irgendwann nicht mehr durch Verleugnung und „pfiffige Narrative" (Uhlschütz) aus der Welt zu diskutierenden Niederlage umgehen wird.

Wie schon gesagt, hängt auch und gerade die Frage, ob der Krieg sich zu einem weltvernichtenden nuklearen Schlagabtausch steigert, sehr wahrscheinlich weniger von Russland als vom Westen und den dortigen Reaktionen auf den desaströsen Kriegsverlauf ab. Nicht zuletzt die weit gediehene psychische Labilität des postmodernen Krisensubjekts und insbesondere seiner westlichen Mittelschichtsexemplare lässt vermuten, dass ein erklecklicher Anteil von ihnen endgültig psychisch kollabieren könnte, sobald sich ihr Narrativ des (auch moralisch) „überlegenen Westens" und des „solidarischen Verteidigungskrieges in der Ukraine" vollends an der Realität blamiert hat und wie ein Kartenhaus in sich zusammengefallen ist. Diese an sich schon wenig erbauliche Aussicht muss dabei fast noch als das Best-Case-Szenario erachtet werden, das der Aufprall der westlichen Bellizisten auf dem harten Boden der Realität erwarten lässt. Manche von ihnen könnten am epochalen Einsturz ihres identitär aufgeladenen Wirklichkeitskonstrukts (auch wenn das beim bereits heute grassierenden Irrsinn schwer vorstellbar und nicht mehr zu überbieten erscheint) schlicht den Verstand verlieren und objektiv verrückt werden. Damit würden auch die Paranoia und die Bösartigkeit dieses Teils der Bevölkerung, von denen wir in den vergangenen Jahren bereits so manche Kostprobe erhalten durften, ein neues Niveau erreichen, und da dieser „Menschenschlag" heute den gesellschaftlichen Mainstream bildet und viele der entscheidenden Stellen in Politik, Verwaltung, Wissenschaft usw. besetzt, steigt somit auch die Wahrscheinlichkeit eines „weltpolizeilichen Amoklaufs" (Kurz), insbesondere in Gestalt eines aus Verzweiflung und wütender Raserei heraus provozierten Atomkrieges.

Mittelfristig – sofern wir dem drohenden atomaren Inferno nochmals entkommen sollten – könnte das Vakuum, das der Zusammenbruch des vor allem von Angehörigen (links-)liberaler Milieus getragenen Corona- und Ukraine-Narrativs hinterlässt, zu einem Erstarken gerade solcher politischer Kräfte führen, das diese Milieus mit ihrem Feldzug gegen all die „Querdenker", „Corona-Leugner", „Verschwörungsideologen" etc. zu bekämpfen vorgeben. Es zeichnet sich längst ab, dass im Windschatten der Corona-Krise und des Ukraine-Krieges rechte Kräfte wieder vermehrt Zulauf erfahren. Besonders der sich jeder sachlichen Corona-Debatte großteils konsequent verweigernden Linken (unter ihnen nicht wenige Wert- und Wert-Abspaltungskritiker) ist ganz handgreiflich vorzuwerfen, dass sie durch ihre bornierte Verweigerungshaltung und die pauschale Denunziation jeglicher Kritik an den staatlichen Maßnahmen den Rechten massiv zugearbeitet haben. Für diese war es unter diesen Bedingungen ein Leichtes, die notwendige Kritik an der Corona-Politik und am destruktiven „Pandemie-Management" zu instrumentalisieren. Da es im parteipolitischen Feld fast ausschließlich sie waren (und auch aktuell mit Blick auf den Ukraine-Krieg zu einem nicht geringen Teil sie sind), die die haarsträubenden Inkonsistenzen und Widersprüche der herrschenden Narrative thematisierten, bestätigt das von Anfang an absehbare Desaster sowohl der Corona-Politik als auch des westlichen Kriegskurses die Rechten im Endeffekt noch dort, wo sie, wie immer und naturgemäß, Unrecht haben – in ihren auf alles andere als gesellschaftliche Emanzipation zielenden Begründungen sowie Schlussfolgerungen ihrer Kritik.

Die Linke hat sich hingegen mit ihrer Haltung auf Dauer unglaubwürdig gemacht und dem, was von ihr noch übrig war, wohl oder übel endgültig den Todesstoß versetzt (auch dies ist vielleicht unter dem hier im Mittelpunkt stehenden Aspekt der „suizidalen Drift“ zu sehen). Es ist, angesichts des schon vor der „Pandemie“ erbarmungswürdigen Zustands der Linken, gewiss nicht schade darum, aber ohne Frage hat die durch die Linke maßgeblich mitbetriebene Zerstörung des öffentlichen Debattenraumes die ohnehin schon schlechten Voraussetzungen für eine emanzipatorische Gesellschaftskritik nachhaltig weiter verschlechtert. Die Rechten wiederum gehen nicht zuletzt deshalb gestärkt aus den vergangenen Jahren hervor, weil sich die mit Grünen und Sozialdemokraten bestückten Regierungen und die sich von ihnen vor den Karren spannen lassende Linke so eindrucksvoll wie vorhersehbar blamiert haben.

Wer weiß, vielleicht ist dies auch unerheblich, bei dem autoritären und totalitären Potenzial, das weite Teile der Linken in Corona-Krise und Ukraine-Krieg an den Tag leg(t)en. Die schon lange zu beobachtende Erosion der ideologischen Differenzen zwischen Links und Rechts scheint inzwischen auf ein Niveau fortgeschritten zu sein, auf dem selbst der (während der „Pandemie“ ebenfalls gehörig missbrauchte) Begriff der „Querfront“ obsolet zu werden scheint. Auf dem aktuellen Stand der Krisenreife besteht systemimmanent die Wahl offenbar nur noch darin, ob wir mit den Linken bzw. ihren postmodernen, „woken“ Verfallserscheinungen oder mit den Rechten in die heraufdräuende Krisendiktatur marschieren wollen.

Angesichts solcher immer schlechteren Alternativen muss sich eine emanzipatorische Gesellschaftskritik darauf besinnen, was für sie ohnehin schon immer gültig war und in der heutigen Situation umso mehr gelten muss, und woran Robert Kurz ebenfalls im Weltordnungskrieg zu Recht erinnerte: „Jetzt ist es nicht mehr möglich, auf der Ebene einer historischen Binnendifferenzierung Partei zu ergreifen, weil die Subjektform als solche in Welt- und Selbstzerstörung übergeht.“ Dies betrifft letztlich alle Ebenen der kritischen Theorie und Praxis: Bereits während der „Pandemie“ war es geboten, eine hinreichende kritische Distanz sowohl zu „Querdenkern“ und anderen, zuweilen in abstruse Verschwörungstheorien abgleitenden „maßnahmenkritischen“ Bewegungen, als auch (und erst recht) zum nicht minder paranoiden und fanatischen „Corona-Mainstream“ zu wahren. Genauso wenig ist eine Parteinahme im aktuellen Stellvertreterkrieg zwischen dem „kollektiven Westen“ und Russland möglich und wäre eine Gegenüberstellung von „westlichen Werten“ und „Putins Diktatur“ im Grunde „selber schon Bestandteil dieser gesellschaftlichen Paranoia: ein an sich wahnhafter Versuch, die kapitalistische Subjektform noch einmal vor sich selbst retten zu wollen“. (Kurz) Ähnliches gilt schließlich mit Blick auf die – angesichts des immer deutlicheren autoritären und totalitären Potenzials auch auf Seiten der Linken – offenkundig obsolet werdende Links-Rechts-Differenz.

Unter diesen Bedingungen ist der Platz des kritischen Theoretikers außerhalb der Stadtmauern, und unter Umständen muss er sich sogar auf den Moment vorbereiten, an dem es für kritische Theorie erforderlich wird zu „überwintern“ und ihre kritischen Einsichten, mangels eines entsprechenden gesellschaftlichen Resonanzraums, bis auf weiteres nur noch in Form der berühmten „Flaschenpost“ (Horkheimer/Adorno) ihren Weg in die Welt finden können.



Andreas Urban
Realitätsverlust und suizidale Drift
Corona, Ukraine-Krieg und die Krise des Westens
krise + kritik 2025, 224 S., 16,00 €

Franz Schandl

Im Sandkasten der Skandalisierung

Widerwärtige Überlegungen zu den Betriebsstörungen der Normalität

Wund ist der ORF schon lang. Doch jetzt droht schön langsam der Totalschaden. Und das nicht nur, weil er ein Feindbild der FPÖ und deren permanenten Angriffen ausgesetzt ist. Er zerlegt sich vielmehr selbst. Der Rücktritt des ORF-Generalintendanten Roland Weißmann hat eine veritable Krise ausgelöst. Dass dieser ausgerechnet über eine private Affäre im Dienst gestolpert ist, ist bezeichnend. Der ORF dürfte Opfer seiner internen Erregungen werden.

„In meiner Welt haben wir Sex, wenn ich Sex will", schrieb Weißmann an eine ORF-Angestellte, der er jahrelang nachstieg. Gelegentlich verschickte er Dick Pics zur Illustration seiner Ambition. Mann will zeigen, wer Mann ist, was Mann hat, was Mann kann. Jeder Boss ein Klein-Trump. Der darf das doch auch. Die veröffentlichten Materialien lassen tief, aber nur tief blicken. Herr in mittleren Jahren giert nach weiblichem Frischfleisch. Roland Weißmann, der von der ÖVP protektionierte Kandidat hatte hier eine offene Flanke, die ihm zum Verhängnis geworden ist. Schon bezeichnend, welch Personal in höchste Ämter gehievt wird. Inzwischen hat freilich auch die Volkspartei Weißmann fallen gelassen. Mit so einem will man nichts zu tun gehabt haben.

Weißmann verkörperte den Typus des stromlinienförmigen Günstlings, wobei Gerissenheit in ganz engen Grenzen der Selbstüberschätzung operierte. Das Einzige, was interessant war an dem Mann, war sein Einkommen. Was soll er jetzt noch vorbringen außer „Die Anderen auch". Das mag sogar stimmen und er wird das auch tun, macht aber sein Verhalten um keine Spur besser. Wahrscheinlich haben auch Weißmanns Kontrahenten, allen voran das finanzträchtigste Kaliber des ORF, Pius Strobl, an dessen Abgang mitgewirkt. Der Höhepunkt öffentlicher Schmutzwäsche ist sicher noch nicht erreicht. Bezeichnend für den ORF ist, dass er nach außen als woke Züchtigungsagentur auftritt, nach innen aber nicht einmal die Mindestansprüche von Anstand und Respekt durchsetzen kann. Auch ältere Fälle dürften jetzt wieder zur Sprache kommen. Die akute Krise scheint chronisch zu werden.

Ob etwas ein Skandal wird oder nicht, entscheidet sich am medialen Nutzen. Aufdecken ist inzwischen zum medialen Porno geworden. Auch die Ausbildung der Youngsters ist ganz darauf programmiert. Stierln statt denken ist angesagt. Ein Grundproblem bürgerlicher Medien ist, dass die Welt *an* Skandalen abgehandelt wird und nicht die Welt *als* Skandal. Skandal, Affäre, Korruption inszenieren Systemmedien vielmehr als Abweichungen, die inkriminierten Handlungen werden als wider die Logik bürgerlicher Werte behauptet. Sodann geht es auf die Bühne. Kontingente der Aufmerksamkeit werden zweifellos durch den Skandal eingefangen, beschlagnahmt und aufgeladen. Mittlerweile leben wir in Zeiten der Überproduktion. Das Publikum stumpft ab.

Irgendein Skandal liegt immer in der Luft. Notfalls hilft man auch nach. Dass die Skandalisierungsmaschinen der Betroffenheitsproduktion heute primär auf die Geschlechterschiene setzen, ist naheliegend, weil dieses Thema aktuell dominiert. Egal, was da an den jeweiligen Vorwürfen stimmt oder auch nicht, hier kann immer wieder eine Affäre hochgekocht werden. Damit ist dezidiert nicht gesagt, dass da wenig

dran ist, wohl aber, dass Aufregung hier am leichtesten zu entfachen und die Empörung am ehesten zu gewährleisten ist. Doch auch Übergriffe sind vielschichtig, kennen unterschiedliche Facetten, Konstellationen, Perspektiven. Es ist alles nicht so einfach, wie entschiedene Standpunkte behaupten. Gelegentlich sitzt man Fehleinschätzungen auf. Schnell ist alles zerredet und nichts begriffen. Der Ruf nach Überwachen und Strafen wird generell lauter, nicht bloß in traditionell autoritären Kreisen, sondern insbesondere auch in der sogenannten liberalen Mitte.

Apropos „lauter". Weißmanns Gegenspieler sind zwar lauter, aber kaum lauterer. Doch hier ist nicht der Ort in der Gosse der Oberschicht zu schöpfen. Wer das will, ist mit Boulevard- und Qualitätsmedien gut bedient. Der Marktwert von Journalisten misst sich jedenfalls zusehends an Abschüssen. Investigatives Torkeln ist Folge dieses kulturindustriellen Vollrausches. Das steht auch in ihren Fachmagazinen (z.B. dem Selbstbeweihräucherungsorgan *Österreichische Journalist:in)*, wenn man sie richtig zu lesen versteht. Nun schießen sie sich bereits selbst ab. Aufdeckung wird zur Nullnummer. Sie regt auf, aber sie bewegt nichts. Sie lässt es nur ordentlich aufstauben, bevor der Dreck wieder zu Boden sinkt. Man huldigt einem billigen Moralismus, der zwar intellektuell dürftig ist, dafür aber emotional scharf. „Unproduktive Empörung" (Karl Kraus) ist in die entsprechende Richtung zu kanalisieren. Der intime Boxkampf zwischen Sittlichkeit und Kriminalität geht in die vierzehnte Runde.

Flaggschiff als Frontmagazin

Als mediales Flaggschiff einer staatlich alimentierten gesellschaftlichen Mitte hat der ORF keine Zukunft. Dem öffentlichen Medium dürfte es an den Kragen gehen. Sowohl in der Corona-Frage als auch in den Kriegen in der Ukraine, in Gaza und im Iran entpuppte sich der ORF als aufgekratztes Frontmagazin, als andächtige wie denkfaule Werkbank der Brüsseler EU-Administration. Seine Standardisierung reicht bis in das uniformierte Wording des letzten Nebensatzes. Faktenchecks suggerieren alternativlose Ansichten und wirken wie Befehlsausgaben. Aber wenn eins sagt, dass Experten sagen oder gar, dass *die* Wissenschaft sagt, fühlt man sich auf der sicheren Seite. Widerspruch ist Schwurbelei. In Wahrheit fungieren diese Sagen wie aggressiv vorgetragene Impfprogramme. Der ORF betreibt Fan-Formate für Markt, Militär und Moral. Das aber nachhaltig, die Infrastruktur gut dotierter Apparaturen ist ja vorhanden.

Selbst Anstalten wie der teilweise sicher als obskur einzuschätzende Red-Bull-Sender *Servus TV* offenbaren in ihren Programmen mehr Breite und Pluralismus als der ORF. Auch im Handwerk stehen sie ihm nicht nach. Der ORF gehört zu einem Block einer selbstgefälligen liberalen Mitte (*Standard, Falter, Profil*), die ihr Segment bedient und jede Abweichung sanktioniert. Kommentatoren und Moderatoren gerieren sich als Inquisitoren der Macht. Talks dienen allzu oft zur Vorführung unliebsamer Positionen und Personen. Wenn dieses Konkurrenzgekeife der Standard demokratischer Debatten ist, schaut es

krise+kritik

Ein neuer Verlag für radikale Kapitalismuskritik
krisekritik.at

Der im Herbst 2025 in Wien gegründete Verlag *krise + kritik* veröffentlicht Bücher zur Krise und Kritik der kapitalistischen Gesellschaft. Ein Schwerpunkt in gesellschaftstheoretischer Hinsicht liegt auf Wertkritik und Wert-Abspaltungskritik.

Der Verlag folgt einem Verständnis kritischer Gesellschaftstheorie, das den Kapitalismus nicht nur politisch oder moralisch kritisiert, sondern in seinen grundlegenden Formen analysiert. Im Zentrum steht die kritische Auseinandersetzung mit Arbeit, Ware, Geld, Staat und Subjekt als historisch spezifischen Kategorien kapitalistischer Vergesellschaftung.

krise + kritik versteht Theoriearbeit als notwendige Voraussetzung emanzipatorischer Praxis. Veröffentlicht werden monographische Studien, Sammelbände und theoretische Essays, die sich bewusst gegen Affirmation, Reformismus und ideologische Verkürzungen wenden.

Bereits erschienen:
Realitätsverlust und suizidale Drift
Corona, Ukraine-Krieg und die Krise des Westens
von Andreas Urban

schon zappenduster aus für die Demokratie. Dass Protagonisten dabei selbst nicht autoritär agieren, ist eine ganz schräge Erzählung, an die sie in ihrer Betriebsblindheit aber fest glauben. Ein Narrativ von und für Narren. Und es geht auch nicht mehr rein. Immer weniger wollen für solche gehalten werden und sich das bieten oder gefallen lassen. Immer mehr klinken sich aus dem Spektakel aus. Viele drehen ab und es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis wirklich abgedreht wird. Die Blase leidet an chronischer Blasenentzündung.

Geradezu putzig sind die Reaktionen der sogenannten ORF-Promis, die ernsthaft behaupten: „Die Ereignisse der vergangenen Wochen haben uns fassungslos gemacht." Plumpsklo. Ist das ein Satz der KI oder ist er den Phrasenmatrizen einer Schulungsbroschüre entnommen? Wir bitten um Aufdeckung. Wer fassungslos ist, gibt zu verstehen, dass er oder sie nichts verstanden hat und nichts verstehen will. Wenn die gar suggerieren, von der Swingerparty am Küniglberg nichts mitbekommen zu haben, dann sagen sie entweder die Unwahrheit oder sie sind strohdumm. „So sind wir nicht", würde der Mann in der Hofburg das in einem gefälligen Assistenzeinsatz auf den Punkt bringen.

Die Sprache der Kulturindustrie ist die Sprache der Reklame. Medien sind Automaten affirmativen Unsinns. Es ist schlimm, dies verallgemeinern zu müssen, aber die Tendenz geht eindeutig in diese Richtung. Einschaltziffern, Abozahlen, Inseratengeschäfte, Likes, zeigen wie der Messbarkeitswahn um sich greift, dass der kapitale Markt die Medien absorbiert hat, dass es nicht einmal mehr eine relative Autonomie gibt, von der beschworenen Unabhängigkeit (ein weiterer Fehl- wie Fetischbegriff) ganz zu schweigen. Wovon unabhängig? Wo „unabhängig" draufsteht, ist lediglich viel Geld drinnen. Ist es draußen, ist es aus. Anders als eine flächendeckende Werbekampagne für sich selbst gerade reklamiert: *Es gibt keine unabhängigen Medien.* Die *Streifzüge* vielleicht ausgenommen. Aber wer und was sind schon die *Streifzüge*?

Missstände sind letztlich dazu da, Zustände zu konsolidieren. Es handelt sich um eine Kollusion, was meint ein unbewusstes Zusammenspiel, eine Komplizenschaft, die nichts voneinander wissen will und auch nichts miteinander vereinbart hat.

Die mediale Welt, wie wir sie kennen, ist ein irrer Intrigantenstadel der übelsten Sorte, ein Ort, wo Politik und Sex, Macht und Geilheit, Hintertücke und Verlogenheit, Geschäft und Geldgier sich ein ungustiöses Stelldichein geben. Da muss man sich gar nicht erst einkoksen, obwohl das durchaus vorteilhaft sein mag. Die Frage ist inzwischen nicht mehr, wie der ORF zu retten ist, sondern ob er gerettet werden soll. Die Akteure selbst arbeiten an seiner Erledigung. Man sollte sie machen lassen. Begriffslosigkeit und Begriffsstutzigkeit vereinigen sich in einer Anästhesie fortwährender Betriebsamkeit. Geboten wird nicht Information, sondern Formatierung.

Kollusion

So hat man zwar gegen Korruption zu sein, darf aber nicht wissen, was Korruption eigentlich ist, vor allem welchen Wert sie hat im System der Werte. Während gegen Missstände kampagnisiert wird, werden Zustände stets affirmiert. Da wird dann angeprangert und aufgeräumt, eingesperrt und gerechtsstaatet. Missstände sind letztlich dazu da, Zustände zu konsolidieren. Es handelt sich um eine *Kollusion*, was meint ein unbewusstes Zusammenspiel, eine Komplizenschaft, die nichts voneinander wissen will und auch nichts miteinander vereinbart hat. Um eine nichtverschworene Verschwörung. So die abgefeimte Dialektik, die nicht so schwer zu entdecken wäre, würde man der Reflexion der Zusammenhänge und nicht den Reflexen der Projektion frönen. In bestimmten Fällen wirkt Aufdeckung wie inverse Werbung, das heißt, man erzielt das Gegenteil dessen, was man bezweckt. Die Kampagnen gegen die FPÖ verdeutlichen das. Das geht nun schon vier Jahrzehnte so, hat sich in den letzten Jahren aber noch einmal intensiviert. Die Entzauberungsstrategie ist gescheitert. Man legt nur nach und die FPÖ legt zu. Aber auch andere regressive Losungen werden kollusiv gefördert, etwa punkto Sozialabbau. Nicht, dass man das unbedingt will. Man tut. Und es zeitigt.

Der Lasten und Altlasten sind viele, sodass man durchaus von einem System sprechen kann, nicht bloß von Verfehlungen einzelner Personen. Aber wäre es da nicht gerade deswegen einmal angesagt, nach der gesellschaftlichen Infrastruktur der Devianz zu fragen, kurzum nach ihrer immanenten Logik. Fehlanzeige. Weder über objektive Voraussetzungen noch über subjektive Defizite wird nachgedacht. Agierte der traditionelle Journalismus mehr im Zeichen des Zudeckens, so der moderne mehr im Zeichen des Aufdeckens. Gemeinhein hält man das für eine entscheidende Differenz, in Wahrheit sind es lediglich zwei Spielarten, die dem gleichen Zweck dienen, nämlich die Verhältnisse zu *decken*. Zu- oder auf-, ist wirklich sekundär. Was stets zu decken und zu deckeln ist, ist das kommerzielle System, in dem Journalisten, diese Crew halbgebildeter Kosmopoliten, agieren und für das sie, ob sie wollen oder nicht, agitieren. Dafür werden sie in Serie produziert. Kurzum: Nicht etwa der ORF dominiert den Markt, der Markt dominiert den ORF.

Das Wechselspiel zwischen Kriminalisierung und Vertuschung erscheint als unhintergehbarer und eherner Modus der seriellen Medienwalze. Konflikte werden bloß hysterischer und schriller. Ergiebiger werden sie nicht. Problematisch ist, dass Fälle sachlich fokussiert, also dezidiert aus ihren inhaltlichen Kontexten gerissen werden. In Ereignis oder Event findet Erkenntnis den frühen Tod. Bei der Beurteilung solcher Fälle herrscht heute eine Metaphysik der Fakten und eine strikte Dichotomie von Täter und Opfer. Entweder man ist das eine oder man ist das andere. Wer das nur irgendwie in Frage stellt, betreibt selbstverständlich eine Täter-Opfer-Umkehr. Selbst ein notorischer Opferer wie Pius Strobl, Weißmanns interner Gegenspieler, ist dann in der aktuellen ORF-Affäre ein „Opfer", das dieses Sprücherl zu klopfen versteht. Steht ja auch so im Abc der Journaille, Zweiter Abschnitt, Kapitel 4: Eliminierung elementarer Debatten. Aber auch an Pius interessiert nur die Gage.

Parallel formieren sich dann juristische Heerscharen, tribunalisieren und advokatisieren sich und uns in jahrelangen Prozessen und Ausschüssen, füllen Ordner mit Aussagen, Gutachten, Expertisen, produzieren Files mit grotesken Irrwitzigkeiten, die allesamt Zeit und Materie, Energie und Menschen verbrauchen, ja regelrecht vergeuden. Da erschrecken nicht einmal die Kosten. Sobald Gerichte strafen, werden sie auch selbst bestraft. Verfahren sind oftmals aufreibender und beängstigender als jede Sanktion. Das Ganze nennt sich Rechtsstaat, und Paragraphen tanzen ihren oft rätselhaften Reigen. Die rechtliche Ebene ist freilich überfordert und überlastet. Sie kann es nicht richten, auch wenn sie regelmäßig ein paar Exemplare wird hinrichten müssen. Vorerst virtuell. Aufklärung und Transparenz verkommen zu einer öffentlichen Peepshow süchtigen Aufdeckens. Nicht wenige werden in Zucht- und Ordnungskammern gezerrt und dort ausgezogen. Der höchstpersönliche Lebensbereich ist nur noch geschützt, wenn man ihn höchstpersönlich schützen (lassen) kann. Das Private ist schon längst eine Ruine.



Thorsten Mense
Kritik des Nationalismus

2., überarbeitete und erweiterte Auflage,
226 Seiten, 15 EUR (D), 15,50 EUR (Ö),
ISBN 978-3-89657-643-9, Reihe theorie.org

Der Autor setzt Nationalismus als Ideologie in Zusammenhang mit der kapitalistischen Moderne, zeigt die Grenzen nationaler Befreiung auf und fragt nach den Möglichkeiten antinationaler Kritik.
Die 2., aktualisierte und überarbeite Neuauflage umfasst neben einem neuen Kapitel zu Nationalismus in der Pandemie eine aktuelle Betrachtung des Zusammenhanges von Nation und Geschlecht und den Entwicklungen in Rojava als antinationales Gesellschaftsprojekt sowie der jüngsten Konjunkturen des Nationalismus.

www.schmetterling-verlag.de

Hermann Engster

Marx, Ökologe

Rezension zu
Heinrich Detering: Die Revolte der Erde. Karl Marx und die Ökologie.
Göttingen, Wallstein Verlag 2025

Vorangestellt hat Heinrich Detering, Professor für Germanistik an der Universität Göttingen, als Motto ein Zitat von Rosa Luxemburg aus ihrer *Einführung in die Nationalökonomie*:

„Was ist Reichtum? Reichtum sind all die Geschenke der Natur an Nahrung und Stoff, womit wir alle, Könige wie Bettler, unsere Bedürfnisse befriedigen."

Das Resümee darüber, was die konkurrierenden Systeme Kapitalismus und Sozialismus aus den „Geschenken der Natur" gemacht haben, fällt vernichtend aus. Papst Franziskus' Enzyklika *Laudato sì*, in der er die Verwüstung der äußeren Natur und inneren Natur des Menschen in aller Drastik beschreibt, gipfelt in dem Urteil: „Haec oeconomia necat – diese Ökonomie tötet." Er hat sich nicht getraut zu sagen: die kapitalistische. Detering, selber zum katholischen Diakon geweiht, traut sich. Er spricht von kapitalistischer Ökonomie und nennt ihr Resultat gerade heraus: Ökozid.

Der Kapitalismus ist ein ökonomisches System, drapiert mit der sozialen Verheißung, die *invisible hand*, heute: der Markt, werde für den Menschen alles zum Besten regeln; ansonsten ist er metaphysisch leer. Wie aber steht es mit der Theorie des Kommunismus? 1848 entworfen von Marx und Engels im *Kommunistischen Manifest*, ist sie eine entschieden emanzipatorische Gesellschaftstheorie, welche die Menschen zu Eigentümern der Produktionsmittel erhebt und die Entfaltung der Produktivkräfte in Wissenschaft, Technik, Industrie der Befreiung der Menschen verpflichtet: Gesellschaft als freie Assoziation freier Menschen. Diese Vision vermittelt Detering mit der Tatsache, dass der Mensch Teil der Natur ist. Und liest Marx neu.

Detering: Alte Texte, neue Lektüren

Es geht ihm dabei nicht um eine kritische Analyse oder gar Re-Formulierung zentraler Marx'scher ökonomie-theoretischer Kategorien. Sein Erkenntnisinteresse gilt den bislang zumeist übersehenen Dimensionen des Marx'schen Denkens: den naturphilosophischen und ökologischen. Er fragt: Was hat der Marxismus aus den Luxemburg'schen „Geschenken der Natur" gemacht? Denn auch er war dem Fortschrittsoptimismus der Aufklärung verfallen, der prometheischen Naturunterwerfung, inszeniert mit den von Machbarkeitswahn getriebenen amerikanischen Großprojekten zur Ausnutzung der Naturkräfte, fortgesetzt von Stalin mit seinem „Großen Plan" von 1949. Leitend war die von Maxim Gorki 1931 ausgerufene Parole vom „Kampf gegen die Natur". Die Idee der Unterwerfung der Natur kann sich auf zahllose Autoritäten berufen, eben auch auf „marxistische", nicht jedoch auf Marx selbst – in dessen Schriften ist „das Gegenteil der Fall" (Detering, 11).

Schon der junge Marx erkennt: „Der Mensch *lebt* von der Natur, heißt: Die Natur ist sein *Leib*, mit dem er in beständigem Prozess bleiben muß, um nicht zu sterben." (*Pariser Manuskripte*, 1844, Marx' Hervorhebung) Im Prozess mit der Natur *bleiben*, nicht ihr ihn *machen*.

Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein.
(Novalis, *Heinrich von Ofterdingen,* 1800)

Marx' ökologische Sensibilität entfaltet sich im Horizont des Naturdenkens von Goethe, Alexander von Humboldt, den Romantikern und offenbart sich schon ab den 1830er-Jahren. Prägend ist für ihn vor allem das Naturdenken der Romantik

mit ihrer Verbindung von Philosophie und Dichtung. Diese stellt Marx, so wie er mit Hegel in Bezug auf Ökonomie und Sozialgeschichte verfährt, mit einer kritisch-materialistischen Wendung vom Kopf auf die Füße, nun mit Hinwendung zur empirischen Naturwissenschaft. Dieses Denken gilt es, so Detering, wiederzuentdecken und von den Deformationen der Marx-Rezeption zu befreien. Und dies als Neubesinnung in einer Epochenkrise, in der „der überlebende Kapitalismus einen globalen Ökozid heraufbeschwört und die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines *green capitalism* oder einer ökosozialistischen Wende nicht mehr bloß akademisch diskutiert wird, sondern zu einer Überlebensfrage geworden ist" (Detering, 14 f.).

Ökonomie, Ökologie, Poesie

In diesem Denken, konstatiert Detering, bewegt sich Marx sehr viel freier und geschmeidiger als sonst und verbindet seine wissenschaftlichen Erörterungen so eigenwillig wie produktiv mit erzählenden und poetischen Schreibweisen, Schreibweisen, in denen er Textsorten, Zitate und Bilder von der Antike über Shakespeare bis hin zu seinen Zeitgenossen mischt und dabei überraschende Einsichten aufblitzen lässt.

Es sind ökologische Einsichten. Kohei Saito hat in seinen Publikationen seit 2014, insbesondere in *Systemsturz: Der Sieg der Natur über den Kapitalismus* (2023) gezeigt, wie Marx sich in seinem Spätwerk ökologischen Fragen systematisch öffnet, und hat eine grundlegende Neuorientierung von Marx' ökonomischem Denken in ökologischen Dimensionen nachgewiesen. Ihm schließt Detering sich an, widerspricht aber dessen These, dass Marx zu Anfang „prometheisch" gesonnen war und erst spät die ökologische Dimension der kapitalistischen Produktionsweise mit ihrer Naturzerstörung erkannt habe. Er zeigt vielmehr, dass diese Sichtweise schon in Marx' Frühwerk angelegt ist: Es geht dem jungen Marx um „die empathische und emphatische Proklamation eines Mitseins … einer Kontinuität von menschlicher und nichtmenschlicher Natur" (Detering, 21).

Sind das, fragt Detering, erst Deutungsinteressen des 21. Jahrhunderts, oder hätte man schon zu Marx' Lebenszeit dessen Werk so lesen können? Er führt als Kronzeugen Engels auf, der 1885 in seinem großangelegten (und unvollendeten) Werk *Dialektik der Natur* die Gedanken seines Freundes aufgenommen und zu systematisieren unternommen hat. Es bezeugt „eindrucksvoll eine ökologische Marx-Lektüre in Marx' nächster Nähe" (Detering, 23).

Urszene

Mit „Urszene" überschreibt Detering das erste Kapitel, in dem er den Keim freilegt, aus dem Marx' ökologisches Denken entsprossen ist. Der erst 24-jährige Redakteur Karl Marx veröffentlicht 1842 in der *Rheinischen Zeitung* in fünf Fortsetzungen sarkastische Analysen zu einem Gesetzesvorschlag im rheinischen Landtag „Über das Holzdiebstahl-Gesetz". Ein halbes Jahr darauf wird die Zeitung verboten, und er ist seinen Job los.

Protest erhoben hat, schon damals, „die Wirtschaft". Der inkriminierte Holzdiebstahl durch die arme Landbevölkerung, wie auch das Sammeln von Totholz, zählt zum häufigsten Rechtsverstoß. Das Holzsammeln gehört zum traditionellen Recht der Landbevölkerung, was bislang von den Grundherren gnädig zugestanden wird. Holz aber wird für Bergbau und Industrialisierung ein wichtiger Rohstoff als Baustoff und Brennstoff. Nun jedoch verwandelt sich Natur in Kapital, oder, wie Marx es später ausarbeiten wird: der konkrete, praktische Gebrauchswert in abstrakten Tauschwert. Annette von Droste-Hülshoff, von Engels hochgeschätzt, macht das im selben Jahr zum Thema ihrer Novelle *Die Judenbuche*. Hier agiert ein Förster, der zwischen seinen Aufgaben aufgerieben wird: Schützer des Waldes und Taxierer von dessen Marktwert zu sein. Das arbeiten Marx so wie Droste heraus mit einem sozialpsychologischen Scharfblick, der, so Detering, „Brechts Drama vom janusköpfigen *Herrn Puntila und seinem Knecht Matti* in nichts nachsteht".

Bezeichnend ist, wie Marx das Verhältnis des Waldhüters zum Wald beschreibt: „Als Schutzbeamter ist er der personifizierte Schutzgenius des Holzes. Der Schutz … erfordert ein effektvolles, thatkräftiges Liebesverhältnis des Waldhüters zu seinem Schützling, ein Verhältniß, in welchem er gleichsam mit dem Holze verwächst. Es muß ihm Alles, es muß ihm von absolutem Werthe sein. Der Taxator dagegen … sagt euch auf Heller und Pfennig, wie viel dran sei. … Ein Beschützer und ein Schätzer sind so verschiedene Dinge als ein Mineraloge und ein Mineralienhändler." (Detering, 28 f.)

Ebenso leidenschaftlich beschreibt Marx den Klassengegensatz zwischen den Bäumen und den armen Holzsammlern auf der einen Seite und den

Grundbesitzern auf der andern. Er definiert den Begriff des Eigentums auf ungewöhnliche Weise: Der Baum lässt die abgestorbenen Äste fallen und übergibt sie dem Menschen zum freien Gebrauch. Der Baum wird zum Akteur seiner selbst und gleichberechtigt mit dem Menschen. Nicht der Grundherr ist Eigentümer des Holzes, sondern der Baum bleibt Eigentümer, aber er *besitzt* die Reiser nicht mehr. Daraus ergibt sich eine „gemeinsame Zugehörigkeit zur selben, umfassenden und kontinuierlichen Natur" (Detering, 30).

Marx, Romantiker

Das ist mehr als eine sentimentale Projektion. Diese Konsequenz schließt die Ausbeutungsansprüche der menschlichen Herrschaft aus. In dieser Allegorie gewinnt die Erkenntnis des Klassengegensatzes Gestalt.

Das erweitert die Begriffe von Produktion und Arbeit. Die Menschen machen sich das Holz als Brenn- und Baustoff zunutze, aber die Produktion hat schon mit dem Wachstum der Bäume begonnen. Mit den Ressourcen der Natur eignet sich der Mensch fremdes Eigentum an. Wie geht er damit um? Was Marx hier noch in den Metaphern des romantischen Naturdenkens beschreibt, wird er, so Detering, später analytisch schärfer fassen: als Frage nach den Eigentumsrechten der Natur.

Marx bedient sich hier noch einer romantischen Bildlichkeit, wenn er die Bäume als Helfer der Armen auftreten lässt. Detering konstatiert: „Die notwendige Revolte der bis jetzt unterdrückten und fügsamen Armen, auf die jede Zeile von Marx' Abhandlung hinausläuft, wäre zugleich eine Revolte der Bäume." (Detering, 33) – eine Inspiration des Titels von Deterings Buch *Die Revolte der Erde.*

Einen Chorgesang der Bäume hat schon Ludwig Tieck 1797 gedichtet, einen Gesang, in dem Menschen und Bäume brüderlich vereint sind, da sie, wenn auch verschieden, *von Einem nur stammen.* Davon ausgehend, unternimmt Detering einen *tour d'horizon* durch die romantische Literatur und Naturphilosophie und legt dar, wie diese weit über bloße Schwärmerei hinausreicht. Es ist eine Sprechweise, die schon bei Goethe, dann bei Novalis, Tieck und Günderrode ertönt. Detering zeigt, wie das Naturdenken der Romantik in seinen experimentierenden Grenzgängen zwischen Wissenschaft und Kunst vielstimmig, spannungsvoll und unerhört produktiv sich ereignet. Zur Erinnerung: Sein Erkenntnisweg ist die Literaturwissenschaft.

Alles ist Wechselwirkung.
(Bettina von Arnim)

Die Welt-Idee der Romantiker folgt einer geradezu mystischen Vision. Ihre Idee der „Universalpoesie" erfasst den Zusammenhang alles Seienden als ein dynamisches Netzwerk, das leblose und lebendige Materie in sich vereint – und dies auf der Höhe der Naturwissenschaften ihrer Zeit. Dieses Konzept der universalen „Wechselwirkung", das der Universalgelehrte Alexander von Humboldt entwirft, taucht unabhängig von ihm bei Bettina von Arnim auf, die 1840 in ihrem Briefroman *Die Günderode* schreibt: „Alles hat sein Element in der Natur, was Leben hat … ich leb nur, wenn mein Geist mit der Natur in dieser Wechselwirkung steht."

Ausgehend von Kants *Ideen zu einer Philosophie der Natur* entwickelt Schelling 1798 sein Konzept von der „Weltseele", das die Natur als einen Prozess denkt. Er formuliert bündig: „Die Natur ist nicht bloß Produkt einer unbegreiflichen Schöpfung, sondern diese Schöpfung selbst." Diese Vorstellung findet sich in allen Weltkulturen, sie reicht in Europa bis in die Antike zurück, mit ihrem Höhepunkt in des Lukrez Lehrgedicht *De rerum natura*, setzt sich fort bei Spinozas Idee der *natura naturans* und kulminiert bei Goethe. 1827 erklärt dieser gegenüber Eckermann, seine eignen naturwissenschaftlichen Forschungen resümierend: „Ich denke mir die Erde in ihrem Dunstkreise gleichnisweise als ein großes, lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausatmen begriffen ist."

Schon der Gymnasiast und dann der Student Marx taucht tief in die Literatur der Klassik und Romantik ein, ist ein rühriges Mitglied des Bonner „Poetenbundes", hört 1835 Vorlesungen von August Wilhelm Schlegel, verfasst sogar Gedichte, in denen er die Erde selbst als Ursprung der Welt beschwört. Auf die Naturdichtung des jungen Marx folgt seine Naturphilosophie und mündet in die materialistischen Analysen von Natur und Gesellschaft. Aus diesem Geist der Romantik werden die ökologischen Bezüge in den ökonomischen Schriften nun entzifferbar, und dies schon in der frühen Abhandlung über den sog. Holzdiebstahl, wo eine „keineswegs mehr geschichtsferne Natur zum Schauplatz ländlicher Klassenkämpfe wird zwischen den mittellosen Holzsammlern und den Grundherren" (49) und die Bäume und die armen Menschen „alle Brüder" (Marx) werden.

In der Folgezeit meidet Marx poetische Bilder, um jeglichem Anschein von Sentimentalität zu entgehen, pflegt einen schneidenden, sarkastischen Stil. Es geht da nicht mehr um naturpoetische Visionen, sondern konkret um die Nutzung von Naturressourcen und die damit verbundenen Machtverhältnisse.

Grundmetaphern: Leib – Familie – Stoffwechsel

Die Metaphern „Leib" und „Familie" münden in den Begriff des „Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens" (*Das Kapital*, MEW 23, 198). Alles umfasst der Begriff der Erde als Gegenbegriff zu Grund- und Privateigentum: die Erde als „*Lebensmittel*, als Mittel der physischen Subsistenz des *Arbeiters* selbst." (Marx' Hervorhebung) Das ist es, was die Natur dem Menschen „darbietet", wie Marx das Verb mit dem intensivierenden Präfix wiederholend betont, und „wer etwas *darbietet*, der handelt hilfsbereit, mitfühlend" (Detering, 53).

Diesem familiären Zusammenhang mit der Natur wird der Mensch entfremdet, aber nicht durch die Arbeit, mit der die Menschen die Naturressourcen als *Lebensmittel* nutzen, sondern durch die Verwandlung der Arbeit in Kapital. Aus dem romantischen Konzept der All-Natur entwickelt Marx die Leitmetapher des Leibes. Dieser ist universell gedacht und umfasst nicht nur Steine, Pflanzen, Tiere, Menschen, sondern auch die Hervorbringungen des menschlichen Bewusstseins wie Wissenschaft und Kunst, mit Marx' Worten: „Der Mensch *lebt* von der Natur, heißt: Die Natur ist sein *Leib*, mit dem er in beständigem Prozess bleiben muß, um nicht zu sterben." (Marx' Hervorhebung) Damit ist jede Dichotomie von Natur und Kultur aufgehoben, und das ist höchst folgenreich, weil dieses Konzept von Natur „kein Außerhalb kennt", so Detering, und Marx bringt es auf den Punkt:

„Sobald der Prozess unterbrochen wird, stirbt der Mensch. Er stirbt als individuelles Wesen, und er stirbt als Spezies. Der Kapitalismus mit seiner Transformation der Arbeitsmittel, der Arbeitenden und der Arbeitsprodukte in Tauschwerte, in Waren, in Kapital – der Kapitalismus *ist* die tödliche Stoffwechselstörung dieses Leibes. Er ist es nicht erst in einzelnen Auswirkungen, sondern schon in seiner Konstitution selbst." (57, Deterings Hervorhebung)

Und weiter:
„Der Mensch kann in seiner Produktion nur verfahren wie die Natur selbst, d.h. nur die Formen der Stoffe verändern. Die Arbeit ist sein Vater und die Erde seine Mutter."
Marx, *Das Kapital*, I,5 (Detering, 58, gekürzt)

Die mythologische Redeweise inszeniert, so Detering, die produktive Tätigkeit des Menschen als Beziehungsgeschehen, erinnernd an den antiken Mythos von der für ihre Geschöpfe sorgenden Erdmutter Gaia. Die Vision des jungen Marx ersteht neu in der „Gaia-Hypothese" der 1970er-Jahre, damals esoterisch überhaucht, seriös wiederaufgenommen in Bruno Latours Buch *Face à Gaïa* von 2015 (dts. *Der Kampf um Gaia*, 2017).

> … mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt …
> (Marx, Vorwort zur ersten Auflage des *Kapital*, 1867)

Danach kehrt Marx zurück zur nüchternen ökonomischen Analyse, doch sind das zwei Seiten derselben Medaille, und diese Familien-Metapher wird sich durch das gesamte *Kapital* ziehen. Die vorherrschende Marx-Rezeption, die in der Nachfolge bürgerlicher Fortschrittserzählungen die Erde nur als Objekt von Nutzbarkeit und Unterjochung betrachtete, hat diese Sichtweise unterschlagen. Die Erde ist aber niemandes Eigentum und gehört nur sich selbst. Sie liefert dem Menschen als „Proviantkammer" (Marx) alles zum Leben Nötige, Vater Arbeit erzeugt unter „Mitarbeit der Naturkräfte" (Marx) die Agrikultur und alles darauf Aufbauende bis hin zur hochtechnisierten Industrie. „Diese Wendung von der ‚Mitarbeit der Naturkräfte' enthält bereits die Personifikation, die dann im *Kapital* entfaltet wird." (Detering, 63) Marx' Vorstellung eines „Stoffwechsels" zwischen Mensch und Natur hat die neuere Marx-Rezeption (Foster, Saito) wiederaufgenommen und sie als Schlüsselbegriff für eine Lektüre der Marx'schen Ökologie erkannt. Neue Studien zu den Quellen des *Kapital* ergeben zudem einen überraschenden Befund: Nicht erst Marx' Beschäftigung mit den Naturwissenschaften hat zu dem Begriff des Stoffwechsels von Mensch und Natur geführt – dessen Ursprung liegt, wie oben erwähnt, bereits in seinem Eintauchen in die Dichtung und Naturphilosophie der Romantik, kondensiert im Begriff der Universalpoesie.

Evolution des Menschentiers

Folgenreich beschreibt Marx die unterschiedlichen Weltbezüge von Tier und Mensch. Er übernimmt Franklins Definition vom Menschen als *toolmaking animal* und nähert sich dem Denken von Darwin, dessen Name dann im *Kapital* auftauchen wird. Die Hominisation begreift Marx evolutionsgeschichtlich als gemeinschaftliche Arbeit *in* und *mit* der Natur; durch sie wird, über den Instinkt hinausgehend, das Tier zum Menschen. Engels wird das fortsetzen, wenn er zu der durch den aufrechten Gang freigewordenen Hand feststellt: „So ist die Hand nicht nur Organ der Arbeit, *sie ist auch ihr Produkt* … die Arbeit hat den Menschen selbst geschaffen." (Engels' Hervorhebung) Der Evolutionsbiologe Stephen Jay Gould hat dies 1984 als Beispiel für Marx' produktives Weiterdenken Darwins gewürdigt. (Detering, 183) Doch schon 1844 hat Marx in den *Pariser Manuskripten* vorausgedeutet: Naturwissenschaft und Wissenschaft vom Menschen – beides „wird *eine* Wissenschaft sein". (Marx' Hervorhebung)

Beseeltes Ungeheuer – anonymes Subjekt

Im fünften Kapitel des *Kapital* schildert Marx die Produktion des Mehrwerts in der Weise, dass „der Kapitalist vergangne, vergegenständlichte Arbeit, tote Arbeit in Kapital, sich selbst verwertenden Wert [verwandelt], ein beseeltes Ungeheuer, das zu ‚arbeiten' beginnt, als hätt' es Lieb im Leibe" (MEW 23, 209). Der letzte Halbsatz ist ein Vers aus dem *Faust*, gesungen von sauflustigen Studenten in Auerbachs Keller, in einem Spottlied auf eine vollgefressene, geile Ratte, der es „so eng wird in der Welt, / Als hätte sie Lieb' im Leibe". Der Germanist Detering kann sich das natürlich nicht entgehen lassen, aber nicht, um kennerhaft auf Marx' witzige Anspielung hinzuweisen, sondern weil mehr dahintersteckt: Denn bis heute sei es unbemerkt geblieben, dass Marx' bekannteste Definition des Mehrwert-Begriffs von dieser Goethe'schen Metapher ausgeht. Das Kapital bezeichnet Marx mehrfach als „Geld heckendes Geld, Wert heckenden Wert" – „hecken" in der damaligen Bedeutung von „gieriger Zeugung neuen Lebens", bezogen „auf kleinere fruchtbare säugethiere", wie Grimms Wörterbuch erläutert. (Wieder ein Punkt für die Philologie.)

Produktionsorganismus Maschinerie

Die Natur als universeller Organismus, der den Menschen die Arbeitsmittel verschafft, mutiert in der Industrie zur Natur zweiten Grades. Marx bezeichnet sie im *Kapital* als „Produktionsorganismus", der sich „in der Fabrikation von Maschinen durch Maschinen" selbst reproduziert, *in toto* als „die Maschinerie". (MEW 23, 391 ff.) Die den Herrschenden gehörende, sich selbst reproduzierende Maschinerie gebiert Ungeheuer: „Das Arbeitsmittel erschlägt den Arbeiter." (Marx, MEW 23, 455) Ziel der kapitalistischen Produktion ist nicht das gute Leben, sondern die Produktion von Profit – Profit, um aus Profit noch mehr Profit zu machen, um jeden Preis. Es bedeutet „Zerstörung der Natur – auch derjenigen Natur, die der Mensch selbst ist". (Detering, 77)

Dialektik der Natur: *jede gewordne Form im Flusse der Bewegung*

(Karl Marx)

Darwins Evolutionstheorie, *On the Origin of Species* (1859), macht dem biblischen Schöpfungsmythos den Garaus und fasziniert auch Marx. Er erkennt eine Analogie zwischen den Mechanismen der kapitalistischen Produktion und der „natürlichen Auslese" mit ihrem permanenten Selektionsdruck. Darwin historisiert aber nicht nur die Natur, sondern erweist auch die Historie als Natur. Das bestärkt Marx in seiner Auffassung einer Kontinuität von Natur- und Sozialgeschichte. Tiefer als früher sieht er die Ökonomie eingebettet in Naturzusammenhänge. Der Wechsel von Natur- in Menschengeschichte erweist sich nicht als Bruch, sondern als erweiternder Übergang: konsequente materialistische Geschichtsphilosophie.

Ob Mensch, ob Pferd ist nicht mehr so wichtig, wenn nur die Last vom Rücken genommen ist.

(Walter Benjamin)

Im Mittelalter war das Tier Gehilfe des Menschen. Unter den entfremdeten Bedingungen der wertvermehrenden Effizienzlogik ändert sich das für beide. Marx beschreibt das „mit kühler Präzision" (Detering). Das denkende, arbeitende Menschentier wird erniedrigt zum Arbeitstier, ein „auf die striktesten Leibesbedürfnisse reduciertes Vieh" (Marx, Detering, 88). Nach vier Monaten Schinderei in den engen Minenstollen war die Lebenskraft

der die Loren ziehenden (oft nur zehnjährigen) Kinder vernutzt, so wie die der gemeinsam mit ihnen schuftenden Arbeitsponys; die Lebenserwartung proletarischer Männer und Frauen in Manchester, Liverpool, Glasgow betrug 25 bis 27 Jahre, im Landesdurchschnitt 41 Jahre. Der zum Anhängsel der Maschine entwürdigte Mensch steht gemeinsam mit dem im Bergwerk geschundenen *pit pony* auf derselben Seite des Klassengegensatzes.

Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
(Mephisto)

Von diesen Versen im *Faust I* (V. 1820 ff.) ausgehend, leitet Marx im *Kapital* seine Theorie des Geldes ab und kommt zu dem Schluss: „Das Geld ist der allgemeine, für sich selbst konstituierte Wert aller Dinge. Es hat daher die ganze Welt, die Menschenwelt wie die Natur, ihres eigentümlichen Wertes beraubt." (*Pariser Manuskripte*, 1844) Philologie bedeutet „Liebe zum Wort", und Detering blickt genau auf dasselbe. Auffällt wieder einmal die Zweiheit von Menschen und Tieren, hier Pferden. Warum aber sechs Pferde? Nun, die Anzahl der Pferde vor der Kutsche ist standesmäßig vorgeschrieben: Der Bürger darf nur zweispännig fahren, der Adlige vierspännig, der Potentat reist im Sechsspänner. Mephistos Verse markieren den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus: „Wer sechs Hengste kaufen darf und *kaufen kann*, verwandelt die alten Machtzeichen in eine neue Selbstdarstellung des Kapitals." (Detering, 102, seine Hervorhebung)

Detering forscht in Marx' Schriften nach, unter welchen ökologischen Bedingungen Marx alles Wirtschaften sieht und wie es gekommen sei, dass das Menschentier von seinen natürlichen Lebens- und Arbeitszusammenhängen getrennt wurde. Wieder ist der literaturwissenschaftliche Blick leitend, denn Marx setzt eben (ironisch?) literarisch an: bei der biblischen Erzählung vom Sündenfall. Wird hier die Grenze zwischen Gott und Mensch übertreten, so sieht Marx den Sündenfall im Bruch der ursprünglichen Beziehung zwischen dem Arbeiter und der Erde als dessen Existenzquelle. Die Scheidung des Menschen von der Natur, deren Teil er ist, die Trennung des Produzenten von seinen Produktionsmitteln ist nicht nur eine Trennung von der Erde, sondern auch von sich selbst, vergleichbar dem biblischen Sündenfall. Diese Trennung wird Marx zum Gleichnis dessen, was Adam Smith beschönigend die „ursprüngliche Akkumulation des Kapitals" nannte – Marx nennt sie ungeschönt die „Expropriation des Landvolks von Grund und Boden" (MEW 23, 741 ff.), die Beraubung der Menschen, die ja selber dessen ursprüngliche Eigentümer sind. Begonnen haben deren Entfremdung und Ausbeutung schon im Feudalismus, deren Expropriation der Ursprung des modernen Klassengegensatzes ist. Wo Natur war, wird Ware, wo Ware ist, wird Kapital. „An sein Ende kommen kann dieser Prozess erst, wenn alle Natur in Kapital verwandelt worden ist." (Detering, 119) Das Landvolk, brutal vertrieben von seiner Existenzgrundlage, weil sein Ackerland für die Schafzucht und Wollproduktion als Basis der aufstrebenden Textilindustrie benötigt wird – dieses Landvolk, von Feudalzwängen „befreit", steht fortan als Proletariat zur kapitalistischen Vernutzung bereit. Es ist ein Prozess, der „die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter" (*Kapital*, MEW 23, 530). Das „Verwachsensein" des Menschen mit der Erde mündet in die „Verwüstung" beider (Detering, 131).

Marx, Agrarökonom

1866 liest Marx Justus von Liebigs 1862 in siebenter Auflage erschienenes Buch *Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie,* in dem Liebig darlegt, wie die antiken Zivilisationen von Mesopotamien, Persien und Griechenland durch bedenkenlose Ausbeutung der Naturressourcen schwerste Schäden davongetragen haben, und er warnt, dass dies ebenso der zeitgenössischen Landwirtschaft drohe. Marx ist davon tief beeindruckt; doch wendet er sich bald von Liebig ab und schlägt sich auf die Seite von dessen Gegenspieler, den Agrarökonomen Carl Fraas, dessen Werke er, dies nach Erscheinen des ersten *Kapital*-Bandes, innerhalb dreier Monate mit geradezu besessenem Fleiß exzerpiert: Die MEGA-Edition umfasst davon neunzig Seiten!

Denn Fraas stellt der rein chemischen Bodenkunde Liebigs eine umfassende Sichtweise entgegen. Dessen enge „Agrikulturchemie" kontert er mit dem Modell einer „Agrikulturphysik" – einer Umweltphysik, welche die Naturvernutzung wie die rücksichtslose Entwaldung in europäischen Ländern mit ihren für Pflanzenwelt und Viehzucht verheerenden klimatischen Folgen in den Blick nimmt. Das hat Marx' Verständnis für ökologische Zusammenhänge entscheidend vertieft, wie Kohei

Saito, auf den Detering sich stützt, seit 2014 in mehreren Publikationen dargelegt hat. Fraas stellt schon 1847 fest, wie Engels an Marx schreibt: „Steppenboden & erhöhte Wärme und Trockenheit des Klimas seien die Folgen der Kultur. In Deutschland und Italien sei es jetzt 5-6 Grad wärmer als zur Waldzeit." (Detering, 146) Marx erwidert, dass Fraas nicht frage, wie diese selbstzerstörerische Eigendynamik beherrscht werden könne und dass dem „Bürger" Fraas seine eigne „sozialistische Tendenz unbewußt" sei. Detering zieht daraus den Umkehrschluss, dass für Marx das Denken in solchen ökologischen Zusammenhängen *per se* bereits sozialistisch sei, und stellt fest: „Ich wüsste keinen anderen Satz bei Marx zu nennen, der so knapp, so programmatisch und mit so lakonischer Selbstverständlichkeit die Idee eines Ökosozialismus formuliert hätte wie dieser." (148)

Auswege: Zurück in die Zukunft

Marx rezipiert Darstellungen, wie frühere Menschheitskulturen ihre Existenz gesichert haben. Er findet hier Formen eines „naturwüchsigen Kommunismus" (Marx) auf der Basis nachhaltiger Subsistenzwirtschaft in Gemeinwesen, diese nicht nur in der fernen Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart: in den verschiedenen Formen von Gemeineigentum in Indien und Russland, wo die Arbeit gesellschaftlich geteilt ist, ohne dass ihre Produkte zu Waren werden. Daraus erhebt er die Forderung, sich einen „Verein freier Menschen vor[zustellen], die mit gemeinschaftlichen Produktionsmitteln arbeiten und ihre vielen individuellen Arbeitskräfte selbstbewußt als eine gesellschaftliche Arbeitskraft verausgaben. … Das Gesamtprodukt des Vereins ist ein gesellschaftliches Produkt. (MEW 23, 92 f.) Das künftige „kommunistische Eigentum" würde dann nur „eine *höhere Form* des archaischen Eigentumtyps" sein. (MEW 19, 398, Marx' Hervorhebung)

Diese schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts diskutierten Konzepte von Gemeineigentum sind angesichts des drohenden Ökozids durch die kapitalistische Wirtschaftsform in den letzten Jahrzehnten ins Zentrum der Überlegungen zu ökologischen Wirtschaftsformen gerückt. Detering, geprägt von der Befreiungstheologie und der katholischen Soziallehre mit ihren Prinzipien Subsidiarität, Solidarität, Gemeinwohl, zitiert sie: Allmende-Modell in „Earth for All", Bericht des Club of Rome 2022, Degrowth-Kommunismus, Stoffwechselpolitik.

Nicht der Mensch, sondern die Erde ist das Maß aller Dinge. Das Gothaer Programm der 1875 gegründeten „Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands", der späteren SPD, hebt an mit dem feierlichen Satz: „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichtums und aller Kultur." Das erzürnt Marx:

„Die Arbeit ist *nicht die Quelle* alles Reichthums. Die Natur ist ebenso die Quelle der Gebrauchswerthe als die Arbeit, die selbst nur die Äusserung einer Naturkraft ist, der menschlichen Arbeitskraft." (Marx' Hervorhebung, Detering, 148 f.)

Dies vierzig Jahre nach seinen Überlegungen zur Beziehung von Mensch und Natur, als er in 1844 in den *Pariser Manuskripten* schrieb: „Die Natur ist sein Leib, mit dem er im Prozess bleiben muss, um zu überleben."

Zum Schluss seines Buches spricht noch einmal Detering als Literaturwissenschaftler, indem er Marx' besondere Redeweise charakterisiert:

„Die Aphorismen, Szenen und Gedichte, die parodistischen, dramatischen, novellistischen Passagen bringen Redeweisen ins sozioökonomische Sprachspiel des *Kapitals* ein, die poetisch das Subjektive artikulieren, das in der argumentativen Rhetorik der Kälte zurückgedrängt wird. Sie bringen zur Anschauung und machen fühlbar, was die analytische Denkarbeit nicht freilegen kann. In dieser weltliterarischen und universalpoetischen Zitierarbeit werden die in ihren sozioökonomischen Funktionen erstarrten Bauern, Proletarier und Kapitalisten wieder zu menschlichen Gestalten, wird die Erde wieder zur Erde." (170, gekürzt)

Deterings Buch bringt ein lange verkanntes Marx'sches Denken ans Licht, das heute aktueller ist als zuvor. Der Göttinger Rezensent schließt mit der Empfehlung seines Lokalheiligen Georg Christoph Lichtenberg: „Wer zwei Paar Hosen hat, versetze eines und kaufe dieses Buch."

Franz Schandl

Dramaturgie der Demokratie

Anmerkungen zur Misere der Vokabulatur (IV)

Demokratie! Unser gemeinsames Bekenntnis gib uns heute und in ewigen Zeiten. In einem x-beliebigen Käseblatt lesen wir: „Dramatisch: Die Zufriedenheit mit der Demokratie ist seit 2020 von 70 auf nur mehr 42 % gesunken. Nur 38 % der befragten Jugendlichen haben Vertrauen in die Parteien, 52 % ins Parlament". Indes: Warum den Parteien trauen? Warum dem Parlament? Warum der Politik überhaupt? Warum sollte man sich zur Demokratie, gar zur liberalen bekennen? Ja, warum denn und wozu?

Vorabfragen sind keine Fragen solcher Befragung. Fetischisten bedienen ihren Fetisch durch entsprechendes Wording. Die Textbausteine sind gespeichert, die Vokabulatur abrufbar. Notfalls erledigt das bereits die KI. Demokratie, da haben sowieso alle dafür zu sein. Zweifel sind zweifellos und zweifelsfrei und zweifelsohne nicht gestattet und dementsprechend zu sanktionieren. Statt Denken herrscht Andacht, statt Reflexion Verdacht. Ist jemand nicht auf Linie, drohen Dämonisierung und Exorzismus. Wer sich nicht in den Echoraum sperren lässt, ist verdächtig und fällig. Entweder antwortet man richtig (braver Demokrat!) oder unrichtig (böser Populist!).

Solche Fragen sind Fangfragen primitivster Natur. Nichts ist präzis, alles divers und konfus, aber das stört diese Wissenschaft und insbesondere ihre Auftraggeber in keiner Weise. Derweil können für eine Verneinung die unterschiedlichsten Motive und Gründe ausschlaggebend sein. Dass sie allesamt in eine Schublade passen, ist additiver Unsinn. Umfragen sind Unfragen. Sage ich *ja*, dann gehöre ich zu den affirmativen Staatstrotteln. Zu den vielen, die aufgrund ihrer Formatierung dergleichen einfach abnicken. Unterstehe ich mich aber, *nein* zu sagen, dann gehöre ich zu den autoritären Demokratiefeinden, zu den Rändern, zu den Extremisten. Diese Frage ist eine Zumutung sondergleichen, ein Anschlag, nicht nur auf meinen Geist. Man ist angewidert. Ich möchte mich, wenn es denn noch erlaubt ist, weder den demokratischen Deppen noch den autoritären Idioten zurechnen und auch nicht zurechnen lassen.

Kein seriöser Mensch kann diese Entscheidungsfrage akzeptieren, sie ist eherner Bestandteil des Verblendungszusammenhangs, in dem wir leben, bloß dazu da, Geständnisse abzulegen und den Mangel ebensolcher zu tadeln. Sozialforschung, die derlei betreibt, ist nichts anderes als die Anwendung akademischer Beschränkungen. Sie liefert Legitimation, nicht Analyse oder gar Kritik. Kommt dann noch was in Prozenten daher, ist die Wissenschaft nicht weit. Themen und Fragen der Zeit werden mit solchen Studien regelrecht verstellt, sie leiten in Sackgassen.

Demokratie unser! Wir sind und werden geradezu fixiert auf diese Projektion. In unserer Matrix ist unsere Demokratie unser aller Hutschpferd. Wir können uns in ihr und auf sie alles Erdenkliche einbilden. Das tun wir auch. Herrschaft verteidigt sie gegen jedwede Opposition und jedwede Opposition fordert sie ein. Das demokratische Gezeter ist das weltanschauliche Schmiermittel einer immer mehr stotternden Kapitalmaschine und ihrer willigen wie widerwilligen Akteure. Demokratie ist das perfideste, aber entwickeltste Modell zur Verschleierung von Herrschaft und Unterdrückung. Real wie mental. Die, die noch immer daran glauben, werden jedoch sukzessive weniger. Die, die nur noch angewidert sind, wenden sich ab, werden politikverdrossen *oder* blau. Wohlgemerkt: ODER, nicht UND. Anders als die Demokratie birgt die Verdrossenheit zumindest einen Keim der Hoffnung.

Demokratie gehört zum genuin bürgerlichen Betriebssystem des Werts. Sie ist die Übersetzung von Kommerz und Konkurrenz in die politische Sphäre, eine Marktmaschine zur Erregung und Erzeugung von Stimmungen und Stimmen. Wir sollen sie nicht kennen, wir sollen sie bloß bekennen. Umgekehrt wäre besser. Demokratie führt nur noch ins Gehabte.

P.S.: Manch (neue) Leser werden ob der herben Attacke auf den demokratischen Konsens erstaunt oder gar verstört sein. Interessierte verweisen wir gerne auf die Ausgabe 62 der *Streifzüge*. Da geht es die ganze Nummer um den besagten Gegenstand.

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER
Kritischer Kreis
Verein für gesellschaftliche Transformationskunde
Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien
E-Mail: redaktion@streifzuege.org

DRUCK
H. Schmitz Druckerei BUTTONS4YOU e.U.
3400 Klosterneuburg
Auflage: 800

COPYLEFT
Alle Artikel der Streifzüge unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von AutorIn, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

REDAKTION
Petra Ziegler, Maria Wölflingseder,
Martin Scheuringer, Franz Schandl,
Severin Heilmann, Lorenz Glatz
Covergestaltung und Layout: zetpe

TRANSFORMATIONSRAT
Christoph Adam (Santiago de Compostela), Ilse Bindseil (Berlin), Dieter Braeg (Salzburg), Dora de la Vega (Cordoba, Argentinien), Hermann Engster (Göttingen), Lorenz Glatz jr. (Wien), Marianne Gronemeyer (Friesenheim), Peter Klein (Nürnberg), Paolo Lago (Verona), Massimo Maggini (Livorno), Emmerich Nyikos (Mexiko-City), Ulrich Weiß (Berlin)

KONTO
Kritischer Kreis
IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948
BIC: BAWAATWW

OFFENLEGUNG
Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer der Streifzüge und an keinen anderen Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung:
Kritik-Perspektive-Transformation

ABONNEMENTS/ABORICHTPREISE
3 Nummern-Abo (1½ Jahre) um 30 €
6-Nummern-Abo (3 Jahre) um 55 €
Sozialabo auf Anfrage.
Mitgliedschaft Trafoclub: 180 €/Jahr

Streifzüge-**TRANSPONSORING**
Eins überweise etwa 10 € im Monat, 25 € im Vierteljahr, 40 € im Jahr oder irgendeinen anderen Betrag, den eins sich leisten kann und will.
Infos und Anmeldung: redaktion@streifzuege.org

Probenummer gratis

Wir leben in finsteren Zeiten.

Für unsere Publikum heißt es, dafür zu sorgen, dass es uns ganz kontrafaktisch weiter gibt. Das ist nun keine Pflicht, sondern ein wechselseitiger Wunsch.

Wir bitten Euch also zum

Streifzüge TRANSponsoring

Dieses funktioniert ganz einfach:
Eins überweise etwa 25 € im Vierteljahr, 40 € im Jahr oder irgendeinen anderen Betrag, den eins sich leisten kann und will. Optimal sind Daueraufträge, damit wir auch entsprechend kalkulieren können.

Natürlich wissen wir, dass sich einige finanziell fast gar nichts leisten können. Aber die meisten können sich schon was abknöpfen, damit alle an unseren Inhalten und Angeboten partizipieren können.

Streifzüge TRAFO-Club

Wer regelmäßig was springen lassen will und kann, die/den bitten wir in den

TRA(ns)FO(rmations)club der *Streifzüge*.

Eine Mitgliedschaft kostet 180 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal, halb- oder vierteljährlich.

Der TRAFO-Club bietet:

- Gratisbezug der *Streifzüge*
- Aktuelles Buch als Einstiegsgeschenk
- Gratisbestellung von bis zu 10 Exemplaren der aktuellen Ausgabe
- Gratisnachbestellung aller alten Nummern (soweit vorhanden)
- Gratiszustellung ausgewählter Bücher
- Sonderpreise für diverse Publikationen
- Einladungen zum Transformationsheurigen

Faule Bande!

Petra Ziegler

Ein Plus von 19.400.000 Stunden. Im Vergleich zu 2024 haben die Österreicherinnen und Österreicher im Vorjahr mehr gearbeitet und auch davor war es jeweils mehr als in den Jahren davor. Das Gesamtarbeitsvolumen steigt und steigt. Sieht bei den deutschen Nachbarn nicht anders aus. Insbesondere ab Mitte der 2000er Jahre hat die Anzahl der insgesamt geleisteten Arbeitsstunden Jahr für Jahr zugenommen. In beiden Ländern waren mehr Personen denn je zuvor erwerbstätig, wird im Rest Europas und darüber hinaus nicht viel anders sein. Und das bei wachsendem Output je Einheit.

Klar braucht es da vor allem mehr. „Wir werden als Gesellschaft insgesamt mehr arbeiten müssen", schlussfolgert der deutsche Vizekanzler Lars Klingbeil. Er steht hier nur stellvertretend. Auch hierzulande fordern Politik und Medienöffentlichkeit, die Anstrengungen zu intensivieren. Länger arbeiten, härter arbeiten. Strengt euch gefälligst mehr an! Alle! Schluss mit dem Schlendrian, am besten die Wochenarbeitszeit erhöhen, Feiertage streichen, Pensionsalter rauf, und die grassierende „Teilzeit-Mentalität" eindämmen. Der Wirtschaftsminister zeigt klar „kein Verständnis", wenn jemand so ganz ohne Not nicht mindestens Vollzeit hackelt.

Uns viel zu lange verhätschelten Work-Life-Balancierern werden sodann Länder wie Bulgarien, Polen, Rumänien vorgehalten – da arbeiten sie immerhin noch rund vierzig Stunden in der Woche. In der Türkei sind es gar 43 Stunden. Es braucht eben nur die richtigen Vorbilder. Blöd nur, dass die genannten beim BIP pro Kopf allesamt weit hinter uns liegen. Das muss hier aber nicht irritieren. Weil, Hauptsache Arbeit! Und viel Arbeit ist noch viel besser. *Unser* Wohlstand ist in Gefahr. Aber wenn es gar nicht die Anzahl an Stunden wäre, die etwa die Summe der Sozialversicherungsbeiträge bestimmt? Höhere Gehälter beispielsweise würden sofort auch höhere Beiträge in die Kassen spülen. Halt – Gedankenstopp!

Zum Glück erlaubt das in den Parteizentralen dominierende Menschenbild keine Zeit zum Nachdenken. „Um fünf in der Früh aufstehen, um sechs Uhr in die Arbeit fahren, um sieben Uhr zu arbeiten beginnen… ", so stellt sich der selbsternannte SP-Bundespräsidentschaftskandidat Hans Nissel seine bevorzugte Klientel vor. Abends müde nach Hause, gerade noch fähig in irgendein Kastel (TV, Computer, Handy) zu schauen und der Nachbarin die Kinderbeihilfe neiden. Und die da drüben, über der Straße, die beziehen gar Notstandshilfe, die leben von unserem Geld, werden durchgefüttert wie die Maden im Speck. Ein grausliches Bild ist das, wie die Maden im Speck.

Andererseits – es könnte ja sein, dass externe Faktoren, etwa die Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten, die hiesige Konjunktur negativ beeinflussen und damit die budgetären Spielräume weitaus stärker beschränken, als die Summe der geleisteten Arbeitsstunden. Dazu kommen andere Verschiebungen innerhalb des weltwirtschaftlichen Ungleichgewichts. Weder das Aus des Verbrenners noch das Aus vom „Verbrenner-Aus" dürften Mercedes und Co. wieder zu den Favoriten kaufkräftiger chinesischer Mittelschichten machen. Halt. Worum geht es hier überhaupt?

Nicht, dass uns das am Ende noch hindert, weiter jedes Jahr möglichst mehr Autos zu produzieren, und Motorräder, wenn es sein muss, auf Halde. Wir bleiben dabei. Wobei – Waffen würden sich noch mehr lohnen. Oder ganz viele neue Eigenheime, mit eigenem Pool davor. Also nicht wegen der Pools, wegen der Arbeitsplätze. Den Faulen müssen jedenfalls Beine gemacht werden!